Landes-
bibliothek
Co[illegible]

1845
13
8
Coburger Landes-Bücherei

Palmblätter.

Erlesene
morgenländische Erzählungen
für die Jugend.

Von
August Jacob Liebeskind
Prediger zu Oßmannstädt.

Zweyter Theil.

Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger,
1788.

Coburger
Landes=
Bücherei

Vorrede.

Der günstige Beyfall, welchen der erste Band dieser Palmblätter erhalten hat, war für den Verfasser die schönste Ermunterung, einen zweyten Band derselben zu sammeln. Da aber die bekanntesten Quellen dieser kleinen Morgenländischen Erzählungen und Gleichnisse mit der ersten Sammlung beynahe erschöpft waren: so hat er über dieser zweyten länger zugebracht, als er wegen des Verlangens seiner Freunde und Gönner selbst wünschte. Er hat sich bemüht, den Grundsätzen der ersten Sammlung so viel möglich getreu zu bleiben und hat nichts aufge-

nom-

nommen, was nicht als Lehre oder als Beyspiel nachgeahmt werden kann. Weil er seiner Absicht nach das Nützliche dem Lustigen vorzog, so hat er auch nicht immer bloß übersetzt oder blindlings nacherzählt, sondern ist oft seinem eignen Gefühl und seiner eignen Erfindung gefolgt. Deswegen macht er sich die schmeichelhafte Hoffnung, daß seine jetzige Arbeit eine eben so günstige Aufnahme finden werde, als die vorige; wenigstens wünschte er, daß auch dieser Band der Empfehlung werth sey, mit welcher der erste von einem der größten und besten Männer so großmüthig und so liebreich unterstützt ward.

Inhalt;

Inhalt.

Abdallah	. . .	Seite 1
Der Räuber von Seistan	. .	16
Der Kaufmann von Schirwan	.	21
Salomo's Vögel	. .	27
Die drey Söhne	. . .	37
Die Königinn der Gebirge	. .	39
Der Gefangene	. . .	49
Der Verleumder	. . .	56
Der Empfindliche	. . .	58
Der Esel des Dadschial	. .	62
Oran Zeb	. . . .	72
Das heilige Feuer	. . .	74
Die Reise	. . . .	76
Das Wasser des Lebens	. .	80
Die Stimme des Sterbenden	. .	84
Die Belohnung	. . .	87
Der blaue Palmbaum	. .	89
Der Trost im Unglück	. . .	96

Der

Inhalt.

Der Bauer von Bilbis	S. 97
Die Verwandlung	101
Almets Gesicht	105
Bossaldabs Gesicht	117
Das beste Erbtheil	126
Die Königinn Amberboah	128
Die Heucheley	142
Mostanser	145
Mahmuds Spiegel	147
Die Schatzung	149
Soliman	151
Die Mondkönigin	153
Der kluge Vezir	155
Alaeddin	157
Die geprüfte Treue	185
Die Königinn Zulikah	189
Der zärtliche Omrah	218
Die Reisenden	220
Hardun und Nuhr	235

Abdallah.

Ein alter, ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bey einer armen Wittwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirthete, gewann ihr sein Herz. Er wollte ihr die bewiesene Liebe vergelten, und sagte beym Abschiede: „Ich sehe, ihr seyd arm, liebe Schwester. Es wird euch schwer werden mit eurer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung eures Sohnes Abdallah nöthig ist. Wollt ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen.„ Die Witt-

we, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag und gab ihm ihren Sohn mit. Sie durchzogen drey Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eignen Sohn; er unterwies ihn in allerley nützlichen Dingen und als derselbe in eine tödtliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bey jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber immer zu antworten: die wahre Dankbarkeit bestehe nicht in Worten, sondern in Thaten; es werde schon Zeit und Gelegenheit kommen, wo er seine gute Gesinnung an den Tag legen könnte.

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn, fing der Derwisch an, jetzt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schatz vergraben, der uns beschie-

den

den ist, wenn du meinen Worten gehorchen willst.„ Abdallah betheuerte, daß er bereit sey, sein Leben für seinen Wohlthäter zu wagen. Auf diese Versicherung schlug der Derwisch den Felsen mit seinem Stabe. Der Felsen that sich auf. „Geh hinein, mein Sohn, sprach der Derwisch. In einiger Tiefe wirst du einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen finden; den nimm zu dir; von den übrigen Reichthümern aber, die dabey liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir sage; nimm nichts als den Leuchter: denn das übrige ist uns nicht beschieden. Gedenke, mein Sohn, daß dieses vielleicht die einzige Gelegenheit ist, wo du mir deinen Gehorsam und deine Liebe beweisen kannst.„ Abdallah versprach alles und stieg getrost hinein; so bald er aber die Reichthümer sah, die neben dem Leuchter lagen, wurden seine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwisches und füllte seine Kleider von dem Golde und den

Edelsteinen, womit die Tiefe bedeckt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsterniß, die ihn auf einmahl umgab, machte ihn furchtsam; er griff eilig nach dem Leuchter und tappte in der Dunkelheit hin und her um einen Ausgang aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht; er ging ihm nach und kam aus der Tiefe wieder hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora, wo seine Mutter wohnte. Laß den Derwisch seyn, wo er will, dachte er; ich bin nun reich genug, ohne ihn leben zu können.

Seine Mutter fragte bey seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne. Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen. Er legte seine Schätze aus

und

und machte allerley Entwürfe, wie er diese Reichthümer anwenden wollte. Seine Mutter ward ebenfalls von dem Glanze dieser Kostbarkeiten geblendet, und sah sie, ohne weiter an den heiligen Derwisch zu denken, für ein Eigenthum an, das ihr Sohn durch Muth und Klugheit gewonnen habe. Sie standen vergnügt dabey und zählten die Goldstücke und die Demanten, als mit einemmahle, den Leuchter ausgenommen, alles wieder verschwand. „Ach! fing die Mutter weinend an, wir haben den heiligen Derwisch erzörnt. Er hat uns bloß prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber seiner vergaßen, so hat er uns seine reichen Gaben wieder entzogen. Bring' ihm den Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannst du seinen Zorn dadurch wieder besänftigen.„

Abdallah, der von der furchtsamen Frömmigkeit seiner Mutter nichts geerbt hatte, setzte sich in einen Winkel und verwünschte den Alten sammt dem eisernen Leuchter. „Das

ist auch was rechtes, was er mir da gelassen hat! sprach er. Ich wage mein Leben um seinen Eigensinn zu befriedigen; und er fångt noch an zornig zu werden und nimmt, was nicht sein ist; was ich mir durch sauere Mühe erworben habe. Meine Mutter mag sagen, was sie will; mir scheint der Mann eher ein Zauberer als ein Heiliger zu seyn.„

Indessen ward es Nacht. Die Mutter zündete ein kleines Oehllåmpchen an und setzte es auf den Tisch. Abdallah wollte es bequemer stellen und hing es an einen Arm des großen eisernen Leuchters. Mit einemmahl erschien ein Derwisch in einem langen braunen Kleide. Er drehte sich eine Viertelstunde lang so schnell wie ein geschlagener Kreisel herum, warf einen Asper auf den Tisch und verschwand. Abdallah lachte über diese Erscheinung und versuchte es am folgenden Abende mit allen zwölf Armen, die an dem Leuchter waren. Er that in jeden ein Docht und zündete sie an. Zwölf braun-

braungekleidete Derwische erschienen, dreh-
ten sich eine Viertelstunde im Kreise herum
und verschwanden, nachdem jeder einen As-
per auf den Tisch geworfen hatte. Sie ka-
men bey jedem neuen Versuche wieder; mehr
aber als einmahl jeden Abend kamen sie
nicht. Diese tägliche Einnahme reichte zum
mäßigen Unterhalte der Mutter und des
Sohnes hin; allein der kurze Besitz des ver-
schwundenen Reichthums hatte einen tiefen
Stachel in ihren Herzen zurück gelassen, der
mit jedem Tage den Wunsch mehr zu haben
wieder rege machte. Abdallah konnte mit
diesen zwölf Aspern auch nicht einen einzigen
von seinen vielen Entwürfen ausführen. Er
fing daher an zu überlegen, ob es nicht bes-
ser wäre, wenn er den alten verrosteten
Leuchter zum Derwisch trüge, der ihm dafür,
wie er nicht zweifelte, wenigstens das Ver-
schwundene wieder geben würde; da er die-
sen Leuchter höher geachtet hatte, als allen
übrigen Reichthum, der in der Felsenhöhle

 lag.

lag. Da seine Mutter diesen Entschluß billigte, so reisete er gleich am folgenden Morgen mit dem Leuchter ab. Er hatte von dem Derwisch gehört, daß er Abunadar heiße und in der Stadt Magrebi wohne; daher ward es ihm nicht schwer, mit dem Zehrgelde, das er täglich durch den Leuchter bekam, den Derwisch zu finden.

Als er nach Magrebi kam, fragte er, wo der fromme Abunadar wohne. Dieser Mann war in der Stadt so bekannt, daß ihm die Kinder das Haus desselben zeigen konnten. Zehn Thürhüter bewachten den Eingang; der Vorhof wimmelte von Sklaven und Bedienten und das Haus selbst glich eher dem Pallaste eines Fürsten, als der Wohnung eines Derwisches. Abdallah getrauete sich nicht weiter zu gehen. „Entweder haben mich die Leute nicht verstanden, sprach er, oder man hat mich als einen Fremden verspottet.„ Er wollte eben wieder umkehren, als ein Sklave zu ihm trat und sagte: „Sey willkommen,

Ab-

Abdallah. Mein Herr hat schon lange auf dich gewartet; ich will dich gleich zu ihm bringen.„ Er führte ihn in einen glänzenden Saal, wo der Derwisch in seinem gewöhnlichen braunen Kleide auf einem Sofa saß. Abdallah, verblendet von dem Reichthume, den er auf allen Seiten schimmern sah, warf sich vor dem Derwisch nieder und legte ihm den Leuchter zu Füßen. „Du willst mich betrügen, mein Sohn, redete ihn Abunadar an. Ich sehe dir in das Herz, du kommst nicht aus Liebe und Dankbarkeit zu mir; sondern du gedenkest mit deiner Gabe zu gewinnen. Ich bin gewiß, du würdest mir den Leuchter nicht gebracht haben, wenn du die Kraft desselben gekannt hättest. Ich will dir wenigstens zeigen, wie man ihn nützen kann.„ Er steckte auf jeden von den zwölf Armen ein Licht und zündete sie an. Die zwölf Derwische erschienen und thaten, wie sonst. Als sie sich einige Zeit gedreht hatten, nahm Abunadar einen Stock und

gab einem jeden einen derben Schlag. Sie standen alle zwölfe still' und verwandelten sich in eben so viel große Haufen Zechinen, Demanten, Smaragden und andre Edelsteine. „Siehe, sprach er zum Abdallah, auf diese Art kann ein Kenner diesen Leuchter gebrauchen; wiewohl ich ihn in dieser Absicht nicht gesucht habe. Er ist das Werk eines Weisen, dessen Andenken ich verehre; und da ich Vergnügen an der Sammlung solcher seltnen Meisterstücke finde, so wünschte ich auch dieses als eines der vorzüglichsten zu besitzen. Daß dieses wahr sey, davon können dich deine eignen Augen überzeugen. Hier hast du die Schlüssel zu meiner Schatzkammer; besiehe meinen Vorrath und sage mir wieder, ob sich ein Sterblicher, wenn er auch der Geitzigste wäre, wohl damit begnügen könnte.„

Abdallah gehorchte. Sechs große Gewölbe, die an einander stießen, waren mit so vielen und so seltnen Reichthümern gefüllt,

daß

daß er nicht wußte, welche er zuerst und am meisten bewundern sollte. „Ich Thor! sprach er bey sich selbst, warum habe ich den Leuchter weggegeben? Wie leicht konnte ich seinen Gebrauch zufälliger Weise erfahren! Jetzt muß ich den Reichthum eines andern von ferne betrachten, da ich eben so reich seyn könnte, wenn ich klüger gewesen wäre.„ Er kam zurück. Abunadar sah seine Gedanken auf seiner Stirn, that aber, als ob er nichts merke. Er begegnete ihm sehr gütig, behielt ihn einige Tage bey sich und bewirthete ihn, wie seinen besten Freund. Als der siebente Tag zu Ende ging, rief er ihn zu sich und sprach: „Die Helfte der Schätze, die du in meinem Hause gesehen hast, habe ich von meinem Vater geerbt; das Uebrige habe ich selbst gesammlet; nicht weil ich geitzig war, sondern weil ich zu meinem Unterhalte kaum den zehnten Theil meiner Einkünfte brauchte. Da ich schon in meiner Jugend einsah, daß Reichthum die Menschen weder

besser

besser noch glücklicher mache; daß es aber Thorheit sey, das Gesammelte wieder zu zerstreuen: so that ich, als ob ich nicht reich wäre. Ich kleidete mich in die Tracht der Derwische, reisete viele Jahre umher und suchte durch Betrachtung der menschlichen Thorheiten weiser zu werden. Ich wallfahrtete dreymahl zu Fuße nach Mekka und lebte wie der dürftigste Pilgrimm. Den Unglücklichen, die ich fand, theilte ich nur so viel mit, als sie zu ihrer Nothdurft brauchten; weil ich glaube, daß Arbeit und Erwerbung seiner Speise glücklicher mache, als Müßiggang. Die Jahre gingen unvermerkt vorbey und der Augenblick, wo ich eben so leer wieder aus der Welt gehen muß, als ich herein kam, rückte immer näher. Ich hatte keine Kinder und doch wünschte ich meinen väterlichen Gütern einen Erben, der sie mit Weisheit und Mäßigung verwalten möchte. Es thut mir Leid, daß du meine Hoffnung durch deine Undankbarkeit vereitelt hast. Indessen

dessen hoff' ich, meine Offenherzigkeit und das, was du bisher erfahren hast, soll dich von diesem schändlichen Laster heilen. Ich will dich nicht länger aufhalten; du kannst wieder gehen. Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die weite Reise, die du des Leuchters wegen, nach welchem ich so sehr verlangte, unternommen hast, wirst du morgen vor meinem Hause das schönste von meinen Pferden finden. Es ist dein; so wie auch der Sklave, der es führt. Dazu schenke ich dir noch zwey Kamehle, die du selbst, so reich als du willst, mit Gold und Edelsteinen aus meiner Schatzkammer beladen kannst.„ Abdallah dankte für diese reichen Geschenke und ging in ungeduldiger Erwartung des folgenden Tages zu Bette.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dachte an nichts, als an den wunderthätigen Leuchter. „Ohne mich, sprach er, würde ihn Abunadar nicht erhalten haben.

Ich

Ich hohle ihn mit Lebensgefahr aus dem Felsen; da ich ihn in meiner Hand habe, thue ich eine mühsame Reise, überbringe mein Eigenthum in aller Demuth und empfange dafür zwey alte Kamehle mit ein wenig Gold und Edelsteinen beladen. Abunadar ist der Undankbare, nicht ich: der Leuchter gibt in einem einzigen Augenblicke mehr, als sechs Kamehle tragen können. Warum sollte ich das Meinige nicht wieder nehmen, da mir meine Gefälligkeit so schlecht vergolten wird?„ So sprach er und nahm sich vor den Leuchter heimlich zu entwenden; welches leicht anging, da ihm Abunadar die Schlüssel zur Schatzkammer gegeben hatte. Er nahm den Leuchter und steckte ihn in einen von den Säcken, die er mit Gold und Edelsteinen füllte. Er brachte dem großmüthigen Abunadar die Schlüssel zurück, nahm von ihm Abschied und reisete mit dem Pferde, dem Sklaven und den zwey beladenen Kamehlen davon.

Als er noch zwey Tagereisen von Balsora entfernt war, verkaufte er den Sklaven und kaufte einen andern, damit niemand erfahren möchte, wo er seinen Reichthum her habe. Seine Mutter kam ihm bey seiner Ankunft mit neugieriger Freude entgegen; allein er war mit der Abladung seiner Schätze so beschäftiget, daß sie nur kurze Antworten auf ihre Fragen erhielt. Seine erste Sorge war den Leuchter in eine abgelegene Kammer zu bringen: denn er brannte vor Ungeduld die Verwandlung der Derwische zu sehen. Er zündete zwölf Lichter an und steckte sie auf. Die Derwische erschienen und drehten sich herum. Er hatte schon einen Stock bereit; und weil er glaubte, der Zauber liege in der Stärke des Schlages, so gab er einem jeden einen derben Streich. Zum Unglücke hatte er nicht bemerkt, daß Abunadar den Stock in der linken Hand hielt, als er schlug, und faßte ihn seiner Gewohnheit

gemäß in die Rechte. Darum verwandelten sich die Derwische nicht in Haufen von Gold und Edelsteinen; sondern sie zogen unter ihren langen braunen Röcken knotichte Prügel hervor und schlugen so lange und so gewaltig auf den undankbaren, treulosen Abdallah los, bis er halbtodt zur Erde fiel. Sie verschwanden und führten die Säcke, die Kamehle, das Pferd, den Sklaven und den Leuchter mit sich davon.

Der Räuber von Seistan.

Leisch war ein Tagelöhner in dem Lande Seistan. Da er in einer großen Theuerung sich mit seiner Handarbeit nur schlecht ernähren konnte, so schlug er sich zu einer Räuberbande, bey welcher er sich durch seinen Muth und durch seine Klugheit bald in ein solches

Anse-

Ansehn setzte, daß sie ihn zu ihrem Anführer wählte. Diese Räuber wurden unter seiner Anführung endlich so kühn, daß sie sich vornahmen den Schatz des Königes zu berauben. Sie brachen des Nachts ein und packten an Gold, Silber und Edelsteinen so viel zusammen, als sie tragen konnten. Sie waren schon im Begriff sich mit dem Raube davon zu machen, als Leisch oben an dem Gewölbe etwas Glänzendes schimmern sah. Er glaubte, es sey ein Stein von seltenem Werthe; und da er sich mit beyden Händen heben mußte, um hinauf zu reichen, so berührte er ihn mit der Zunge und erkannte, daß es ein Salzstein sey. Er rief sogleich seinen Gefährten zu und bath sie, sich an dem Könige nicht zu versündigen und alles liegen zu lassen. „Ich habe Salz von dem Könige gegessen, sprach er, und ihr wißt, daß Brod und Salz, als die beyden edelsten Geschenke, die uns Gott gegeben hat, den Menschen zur Treue gegen diejenigen ver-

pflichten, bey welchen er sie genossen hat.„ Seine Gefährten, die gegen diese alte väterliche Sitte gleiche Ehrfurcht trugen und ihren Anführer sehr liebten, ließen sich überreden, schlossen die Thüren wieder zu und gingen ohne das geringste zu entwenden davon.

Als der Schatzmeister des Königes den andern Tag hineinkam und an der Verwirrung, in welcher alles umher lag, erkannte, daß Einbruch geschehen sey, so wollte er sich diesen Zufall zu Nutze machen. Er trug einige Bündel mit Kostbarkeiten in sein Haus und versteckte sie in einem abgelegenen Winkel. Darauf lief er zum Könige, zerriß sich zum Zeichen der Verzweiflung den Bart und schrie, daß man diese Nacht den königlichen Schatz bestohlen habe. Der Diebstahl belief sich auf viele Tausende. Man that allenthalben scharfe Nachsuchung und versprach denjenigen große Belohnung, die einen von den Räubern entdecken würden.

Der

Der listige Leisch hatte durch einige seiner Gesellen auflauern lassen und die Untreue des Schatzmeisters sogleich erfahren. Da er nun sah, daß man nicht nur viele Unschuldige in Verdacht hatte, sondern auch gefangen setzte, so konnte er dem guten Triebe der Billigkeit nicht widerstehen. Er ging ohne zu bedenken, was er wage, zum Vezir und gab an, er wisse, wer den Schatz bestohlen habe. Der Vezir führte ihn auf sein Begehren zum Könige. Leisch erzählte aufrichtig alles, wie es sich begeben hatte, und sagte zuletzt: da er für die Treue und den Gehorsam seiner Untergebnen stehen könne, so wolle er seinen Kopf zum Pfande setzen, daß man den Raub bey dem Schatzmeister finden würde, wenn der König in dem Hause desselben wollte nachsuchen lassen.

Der König erstaunte über des Räubers Erzählung und sandte sogleich in des Schatzmeisters Haus, wo man nach langem Suchen den Raub in einem heimlichen Gewölbe fand.

Der Schatzmeister ward gebunden zum Könige geführt. „Wie? redete der König ihn an; ich habe dich in meinem Hause groß gezogen, ich habe dich mit Ehre und Wohlthaten überhäuft und du bist einer solchen Treulosigkeit fähig? Du bist selbst der Dieb und bringst unschuldige Leute in Verdacht: da ein Räuber, dem ich nie eine Wohlthat erwiesen habe, um ein wenig Salzes willen mein treuer Gastfreund wird, den Raub liegen läßt und seine Gefährten zu gleicher Gewissenhaftigkeit bewegt! Man führe ihn zum Tode, sprach der König weiter, als der Schatzmeister verstummte. Dich aber, wandte er sich zum Räuber Leisch, mache ich zu meinem Schatzmeister mit der Bedingung, daß ihn deine Gesellen von außen bewachen und daß du mir versprechest für ihre Treue zu stehen.„ Leisch versprach es bey seinem väterlichen Glauben und so lange er dieses Amt hatte, ward nie wieder von einer Beraubung des königlichen Schatzes gehört.

Der

Der Kaufmann von Schirwan.

Ein junger Fremdling, Nahmens Fitcad, den die äußerste Armuth drückte, kam in die Stadt Schirwan. Weil er an jedem andern Orte gleichwenig zu hoffen hatte und des hin und her Wanderns müde war, so beschloß er daselbst zu bleiben. Sein Zustand war traurig. In einer großen volkreichen Stadt, wo jeder arme Fremdling schon seiner Dürftigkeit wegen verdächtig scheint, war er ohne Geld und ohne Freunde verlassener als in einer Wüste. Was sollte er thun? In keiner Kunst geübt, zu keiner Handarbeit gewöhnt konnte er sich auf keine andere Weise helfen, als daß er von einer Thür zur andern ging und seinen täglichen Unterhalt erbettelte. Allein dazu war sein Herz zu empfindlich und zu stolz. Von Hunger gezwungen und von einem innern Gefühl der Ehre getrieben entschloß er sich endlich, um

einen geringen Tagelohn in einem Garten zu arbeiten. Das schwere Grabscheit rieb seine Hände wund und sein Rücken krümmte sich unter der Bürde harter Arbeit. Bey diesem niederdrückenden Geschäfte blieb doch sein Geist unternehmend und kühn. Wie ein edles Roß, das der Sporn verwundet, so lange läuft als es Athem hat: so war auch Fitead unermüdlich. Wenn sein Muth sinken wollte, so stärkte er sich wieder mit der Hoffnung einer bessern Zukunft, zu der er schon jetzt den Grund zu legen suchte. Mit dem ersten Strahle der Morgenröthe ging er an sein Werk und arbeitete unablässig bis in die dunkle Nacht. Durch diesen rastlosen Fleiß erwarb er sich so viel, daß er von der Hälfte seines täglichen Verdienstes leben und die andere Hälfte ersparen konnte. Sein kleiner Schatz nahm täglich zu und ward unvermerkt größer: Denn wo sich Fleiß und Sparsamkeit vereinigen, da wird der geringe Vorrath in kurzer Zeit zum Reichthum.

In

In wenigen Jahren hatte er so viel gesammelt, daß er einen kleinen Handel anfangen konnte. Das Glück, als ob es seine bisherige Arbeit belohnen wollte, war ihm von nun an in allen seinen Unternehmungen günstig; jedes Geschäft, so gar jeder kühne Entwurf ging ihm nach Wunsche von Statten; und nach einer Reihe von zwanzig glücklichen Jahren war er so reich, daß der bloße Zehnte seiner Habe die Schätze eines jeden andern Kaufmanns in derselben Stadt übertraf.

Während dieser Zeit war der glückliche Fitead alt geworden. Seine Haare wurden grau und mit seinen Kräften nahm auch seine Munterkeit ab. So lange er jung und gesund war, merkte er in seiner Geschäftigkeit kaum, daß er weder Gattinn noch Kinder habe; jetzt aber in dem Herbste seiner Tage fing er an zu fühlen, daß er mit allen seinen Schätzen ein armer Verlassener sey, an dem kein zärtliches Herz Theil nehme.

Er sehnte sich nach Freunden, die seiner pflegen, die ihn lieben möchten. Wo konnte er diese finden, als in seinem väterlichen Lande, wo seine Brüder und Schwestern vielleicht noch lebten und seiner Hülfe bedurften. „Ich bin, wie ein einsamer Baum auf einer wüsten Aue. Seine Zweige hangen voll Früchte; aber da ist kein freundlicher Pilgrim, der sich an ihnen erquicke. Ich will in meine Heimath zurück kehren, in das Land meiner Jugend, wo die Gespielen meiner Kindheit noch leben; wo ich Kinder und Freunde finden werde, die den alten Fitead für seine Wohlthaten lieben.„

So sprach er und fing schon an seine Güter fort zu senden, als sein Vorhaben allgemein bekannt ward und so gar vor die Ohren des Königes von Schirwan kam. Der König ließ ihn vor sich fordern und sagte: „Guter Alter, du hast ein Vorhaben gefaßt, dem wir uns billig widersetzen. Du wirst dich erinnern, wie dürftig du in unsre Stadt

kamst.

kämst. Das Unglück, das dich vorher verfolgte, verwandelte sich, seitdem unser Fittig dich bedeckte, in stätes Glück. Du wurdest durch die blühende Handlung unsres Landes reich; nun aber willst du mit unsern Schätzen als ein undankbarer Gast davon ziehen! Das wäre gegen unsere Gerechtsame. Du sollst wissen, daß wir dein Vorhaben unter keiner andern Bedingung genehmigen können, als wenn du nach alter Gewohnheit die Hälfte deiner Reichthümer in unsern königlichen Schatz lieferst; oder gib dein Vorhaben lieber auf und bleibe bey uns: so wollen wir dir in Gnaden verstatten, die bey uns erworbenen Schätze in Friede zu geniessen, bis dich der Tod davon trennt.„

„Großer König, antwortete Fitead mit einer edlen Zuversicht, die durch sein graues Haar ehrwürdig ward, befleißige dich, die Herzen der Menschen durch Güte und Wohlthätigkeit zu gewinnen. Macht und Hoheit sind zwey gesegnete Mütter, die auf der Erde vergöt-

tert werden, wenn sie den Menschen Liebe und Gerechtigkeit gebohren haben. Während meines langen Aufenthaltes zu Schirwan habe ich den Schatz meiner Jugend verlohren; die Jahre haben mir denselben geraubt. Kann mir deine königliche Macht und der Reichthum deines Landes diesen Verlust wieder ersetzen: so nimm alle meine Schätze und laß mich meine Abreise um keinen Augenblick länger verzögern.„

Der König, der, wenn ihn die Weisheit seines Großvezirs nicht irre machte, ein ziemlich gerechter Mann war, nahm diese Antwort des alten Fitead wohl auf. Er sah ihn gnädig an und berührte seine Stirn mit dem königlichen Stabe, zum hohen Zeichen, daß ihm seine Bitte gewährt sey und daß er ohne Abzug oder Beschwerde mit allem, was er habe, von Dannen ziehen könne.

Salomo's Vögel.

Die Königinn Mernisa wollte den ersten Unterricht ihrer Kinder keinem fremden Menschen anvertrauen. Sie übernahm ihn daher selbst und erzählte den Kleinen eines Tages folgende Geschichte.

Der König Salomo hatte, außer vielen andern wunderbaren Sachen, auch Vögel, welche die Landessprache mit sehr gutem Verstande redeten. Einer von diesen Vögeln, der vor allen übrigen klug und witzig war und Dunkelblau hieß, weil er einen dunkelblauen Federbusch hatte, flog heimlich davon und besuchte sein Weibchen, das in einem nahen Gebüsche brütete. Sie saß auf ihrem Neste und klagte über die Entfernung ihres Männchens, der nun schon in vielen Tagen nicht zu ihr gekommen war. Als Dunkelblau ihre Klage von fern hörte, flog er auf sie zu, flatterte um sie her, schlug mit

mit seinen Flügeln, öffnete den Schnabel und wollte ihr einen zärtlichen Kuß bringen. Allein sie weigerte sich seiner Liebkosungen und sagte erzörnt: Gehe nur wieder zu deinem Könige Salomo, du Treuloser! du liebest ihn doch mehr als mich. Ich rupfe alle meine Federn aus, um unser Junges zu bedecken; ich fliege ängstlich hin und her um Speise zu suchen; du aber denkest nicht an meinen Kummer. Du wohnest sorglos in des Königes Hause, trinkest aus einem goldnen Becher und schläfest unter einer goldnen Decke. Gehe nur wieder hin, ich mag dich nicht mehr sehn. „Zörne nicht, liebes Weibchen, antwortete Dunkelblau und pickte freundlich mit seinem Schnabel. Ich will dich nun nicht wieder verlassen. Ich bin dem Könige heimlich entflohn, um von nun an bey dir zu bleiben. Ich will dir Speise zutragen; wir wollen beyde unser Nest bauen, für unser kleines Vögelchen sorgen und uns nie wieder trennen.„ Das Weibchen

ließ

ließ sich durch diese Worte versöhnen und verzieh dem guten Dunkelblau seine lange Entfernung. Sie hatte vor vier Tagen ein schönes rothes Ey gelegt; sie hatte es fleißig gebrütet und noch an demselben Tage ging ein kleines Vögelchen von seltner Schönheit aus dem Ey hervor; als ob es eile, den neuen Bund der Liebe zwischen dem Vater und der Mutter durch seine Ankunft zu befestigen.

Das kleine Vögelchen ward wunderschön. Sein Kopf war gelb, der Hals blau, der Leib weiß, die Flügel hellgrün und der Schwanz roth. Der Vater und die Mutter hüpften und trillerten vor Freude über die Schönheit ihres Kindes. Sie lehrten ihm sprechen, führten es mit sich aus und zeigten ihm die schönsten Früchte, die in der Gegend zur Speise wuchsen. So lebte Dunkelblau mit seinem Weibchen und seinem Sohne glücklich, ohne sich nur einmahl wieder nach dem Hofe des Königes zurück zu sehnen.

Da Salomo seinen lieben Dunkelblau nicht mehr sah, ward er sehr bekümmert. Er ließ in allen Wäldern nach ihm suchen; da man ihn aber nicht finden konnte, so sandte er zwey rothe Vögel von derselben Art nach ihm aus. Diese waren nicht so schön wie Dunkelblau, auch nicht so zärtlich gesinnt; an List aber übertrafen sie alle Vögel ihres Geschlechts. Sie flogen vierzehn Tage hin und wieder, bis sie Dunkelblauen mit seinem Weibchen und seinem Sohne, dem kleinen Hellgrün, in dem Gebüsche fanden. Die rothen Vögel gaben vor, der König Salomo habe sie von seinem Hofe verjagt, weil er aus Betrübniß über den Verlust seines geliebten Dunkelblau keinen Vogel ihrer Art mehr sehen wollte. Sie beklagten sich über ihr Unglück: „denn, sagten sie, da wir in den Freuden des königlichen Hofes erzogen und derselben gewohnt sind, so wird uns der Aufenthalt in den rauhen, wüsten Wäldern die größte Qual seyn.„

„Das wird sich geben, lieben Brüder, antwortete Dunkelblau: denn ich für meinen Theil führe hier ein sehr glückliches Leben. Ich liebe mein Weibchen und sie liebt mich; wir sind vergnügt und freuen uns über unsern kleinen Sohn. Wir sind frey; wir wohnen in dem schönen offenen Felde unter grünen Zweigen; und da wir uns in dem Lande des guten Salomo vor keinem Feinde zu fürchten haben, so sagt mir, ob die Herrlichkeit des königlichen Hofes, dessen Verlust ihr so sehr beklagt, mit meiner Glückseligkeit könne verglichen werden? Der mächtige Salomo selbst, wenn er nur einen Augenblick an meiner Stelle seyn könnte, würde gestehen, daß er bey aller seiner Weisheit und seinen grossen Schätzen lange nicht so glücklich sey, als ich in meiner Armuth. Folget meinem Rathe, lieben Brüder, vergesset den Hof und bleibet hier; ich für meinen Theil habe das Gelübde gethan, hier zu sterben.„

Da die rothen Vögel sahen, daß die Verstellung ihnen nichts helfe, so gestanden sie aufrichtig, der König habe sie gesendet seinen Liebling aufzusuchen. Dunkelblau betrübte sich sehr, da er dieses hörte. Weil er den guten König wirklich liebte, und viele Wohlthaten von ihm empfangen hatte, so hielt er es für Undankbarkeit seine Einladung abzuschlagen; auf der andern Seite aber konnte er sich nicht entschließen, sein Weibchen und seinen Sohn zu verlassen. Er wußte nicht, was für eine Antwort er den rothen Vögeln geben sollte und ward traurig. Sein Weibchen, die seine Verlegenheit merkte, nahm das Wort und sagte: „Geht nur hin und sagt dem Könige, Dunkelblau könne die Einladung nicht annehmen, weil ihn sein Weibchen bitte, bey ihr zu bleiben. Der König Salomo ist viel zu klug und zu sanftmüthig, als daß er deswegen auf den unschuldigen Dunkelblau zörnen sollte, weil er seinem Weibchen etwas zu Gefallen thut.„

Dun-

Dunkelblau, der sich unter den Hofleuten zur Höflichkeit gewöhnt hatte, fand diese Antwort nicht schicklich und sagte zu seiner Frau, sie müßten wenigstens ihren Sohn, den kleinen Hellgrün, mit den rothen Vögeln zurück senden, um seinen Vater bey dem Könige zu entschuldigen. Die Mutter wollte ihren einzigen lieben Sohn nicht von sich lassen; sie weinte und klagte; Dunkelblau aber blieb bey seinem Entschluß. Er belehrte seinen Sohn, wie er sich am Hofe zu verhalten habe; und weil der kleine Hellgrün nicht viel auf einmahl merken konnte, so faßte der Vater den ganzen Unterricht in diese drey Lehren zusammen: „Thue nichts Böses, liebkose den Günstlingen des Königes und sey verschwiegen.„

Der König empfing den kleinen Hellgrün sehr freundlich. Das kleine Vögelchen schwatzte, was ihm einfiel und sagte, sein Vater sey deswegen nicht gekommen, weil seine Mutter nicht gewollt habe. Salomo sehnte

sich von neuem nach seinem lieben Dunkelblau, dessen Munterkeit und Scherze er noch immer nicht vergessen konnte: denn das kleine Vögelchen, sein Sohn, hatte zwar schönere Farben; aber er war nicht so klug wie sein Vater. Da nun der König von den rothen Vögeln hörte, daß Dunkelblau bloß aus Liebe zu seinem Sohne die Einladung des Königes ausgeschlagen habe, so nahm er sich vor, den kleinen Hellgrün zu prüfen, ob er diese große Liebe verdiene und gegen seine Eltern dankbar sey. Er streichelte und liebkosete den kleinen Hellgrün; er versprach ihm einen goldnen Becher und ein seidenes Halsband, wenn er seinen Vater bewegen könnte, wieder an den Hof zu kommen. Hellgrün war eitel; er putzte sich gern und weil er seine Eltern nicht sehr liebte, so versprach er alles, was man von ihm verlangte.

Er flog zu seinen Eltern zurück und als er zu ihnen kam, stellte er sich sehr erschrocken. „Ach! rief er, wie froh bin ich, lieber Va-

ter und liebe Mutter, daß ich wieder bey euch bin! Der König ist auf euch erzörnt; er ließ mich in einen engen Käficht sperren und drohte mir ein ewiges Gefängniß. Ich bin zwar mit genauer Noth entflohen; der König aber hat Jäger ausgesandt, die mich und euch tödten sollen. Kommt, laßt uns fliehen! Ich will euch an einen sichern Ort führen, den ich nicht weit von hier entdeckt habe; dort werden uns die Jäger nicht finden.„ Der Vater und die Mutter waren außer sich vor Schrecken; sie flogen ohne Bedenken ihrem lieben Sohne nach; der treulose Hellgrün aber hatte sie belogen und führte sie in die Netze, die Salomo hatte ausspannen lassen. Sie wurden gefangen und zum Könige gebracht. Salomo empfing seinen lieben Dunkelblau sehr freundlich. „Ich will dich nicht zwingen bey mir zu wohnen, sprach er, wenn du nur des Tages einige Stunden zu mir kommst. Ich wollte deinen Sohn prüfen, ob er dei-

ner Liebe werth sey; da er dich aber verrathen hat, so muß ich seine Treulosigkeit bestrafen.„

Die Mutter weinte und bath für ihren Sohn; der König aber sprach: „Der kleine Hellgrün ist noch jung; vielleicht wird er durch diese Züchtigung gebessert. Wenn ich seine Undankbarkeit nicht bestrafte, so könnte er glauben, er habe recht gethan und würde von Tag zu Tage schlimmer werden.„ Der undankbare Hellgrün ward nun wirklich in einen Käficht gesperrt; darin mußte er ein ganzes Jahr gefangen sitzen. Er bekam weder den goldnen Becher noch das seidene Halsband. Keiner von den Vögeln bedauerte ihn: denn mit einem Undankbaren hat niemand Mitleiden.

Die drey Söhne.

Togktamisch, ein reicher Tartar, der von seiner einzigen Gemahlinn Turkan-Katan drey Söhne hatte, übergab den Tag vor seinem Tode dem Kady des Ortes ein versiegeltes Testament, worin derjenige von seinen drey Söhnen zum Erben aller seiner Güter eingesetzt war, welcher am besten beweisen würde, daß er des Togktamisch Sohn sey. Die drey Brüder kamen zum Kady und brachten ihre Beweise vor. Sie schienen alle drey gleiches Recht zur Erbschaft zu haben: denn sie beriefen sich alle drey auf das Zeugniß ihrer Mutter, welche noch lebte. Der Kady wußte sich in dieser verwickelten Sache nicht zu helfen und trug sie dem Sultan Togrul, der eben in die öffentliche Versammlung kam, zur Entscheidung vor. Der Sultan war im Begriff auf die Jagd zu gehen; deswegen befahl er den Streitenden die Mu-

mie ihres Vaters ohne Verzug herbey zu bringen. Er ließ dieselbe in eine ziemliche Entfernung stellen; als das geschehen war, reichte er dem ältesten Sohne seinen Bogen und sprach: „Wer von euch dreyen mit seinem Pfeile den Vater gerade in das Herz trifft, der soll für den Sohn und Erben des Togktamisch erkannt werden; da es nicht möglich ist, diese verwirrte Streitigkeit auf eine bessere Art zu entscheiden.„

Der älteste Sohn zielte und sein Pfeil traf in des Vaters Brust. Der zweyte nahm den Bogen und traf eben so gut. Nun spannte der jüngste den Bogen; als er ihn aber anlegen wollte, ließ er ihn wieder aus den Händen fallen, fing an zu weinen, warf sich dem Sultan zu Füßen und sprach: „Herr, zörne nicht, wenn dein Sklave sich weigert deinem Befehle zu gehorchen. Ich denke eben an die vielen Wohlthaten, die ich von meinem Vater empfangen habe. Er

liebte

liebte mich so zärtlich, er that mir so viel Gutes und begegnete mir immer so liebreich, als ob ich sein einziger Sohn sey. Wie könnte ich nun die grausame Undankbarkeit begehen, ihn noch in seinem Tode zu verwunden? Lieber will ich mein Erbtheil entbehren, als es auf diese Weise gewinnen.„

Der Sultan hob ihn auf, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Du hast am besten bewiesen, daß du des Togktamisch Sohn seyst; darum sollst du auch sein einziger Erbe seyn. Die beyden ältesten aber verkaufe man als Sklaven: denn sie haben durch ihre Undankbarkeit bewiesen, daß sie keine ächten Söhne eines edlen Vaters sind.„

Die Königinn der Gebirge.

Ein Sultan von Aegypten ward krank. Da er merkte, daß er sterben würde, so ließ er seine drey Söhne zu sich kommen, ermahnte

sie zur Einigkeit und übergab ihnen ein verschlossenes Kästchen. „Ihr werdet darin eine Menge der schönsten Edelsteine finden, sprach er; theilet sie mit einander zu gleichen Theilen: denn ich habe euch alle drey gleich lieb.„ Der Sultan starb und die drey Brüder fingen an zu theilen. Die Edelsteine waren von so verschiedenem Werthe, daß eine gleiche Theilung beynahe unmöglich schien. Die Erben konnten nicht einig werden; sie fingen an sich zu zanken und riefen den alten Großvezir ihres Vaters, daß er zwischen ihnen richten sollte. „Ehe ich dieses Amt übernehme, sprach der Vezir, so muß ich den Sultanen, meinen Herren, eine Begebenheit erzählen, welche mit dieser Theilung viel Aehnlichkeit hat und zeigen wird, wie der Streit am besten zu heben sey. Die Prinzen wurden neugierig und der Vezir fuhr fort:

„Ich diente in meiner Jugend dem siegreichen Babur, dem Sultan von Indien. Er wollte meine treuen Dienste belohnen und

machte

machte mich zum Obersten über tausend Mann Reiter. Nach der Eroberung der Stadt Candahar erhielt ich Befehl, meine Leute über die Gebirge zwischen Kabul und Tibeth zu führen. Diese Gebirge sind sehr hoch, und an vielen Orten unersteiglich; die Thäler aber sind mehrentheils bewohnt.

Eines Tages schlugen wir nach einem beschwerlichen Wege unsere Zelte in einem Thale bey einem Dorfe auf, das nur aus wenigen Häusern bestand. Einige von meinen Leuten entdeckten am Ende dieses Thals ein grosses, altes Gebäude, das einem halbverwüsteten Pallaste glich. Ein alter Bergeinwohner sagte ihnen, es sey das Schloß der Königinn dieser Gebirge, die schon lange Zeit hier wohne und vorzüglich die Fremden, welche sich in das Schloß wagten, feindselig behandele. „Wer ist denn diese Königinn? fragten meine Leute; wo stammt sie her und was hat sie für ein Gefolge?„ Wer sie sey, antwortete der Alte, das weiß ich nicht. Sie

hat das Ansehn einer schönen Frau; ich glaube aber nicht, daß sie Fleisch und Bein wie andre Menschen habe: denn sie fliegt durch die Luft, wie ein Vogel. Ihre Bedienten thun auch seltsame Dinge; sie fechten in der Luft, jagen einander die Felsen auf und ab, wie die Gemsen, und sind so zahlreich, daß man eine kleine Armee von ihnen errichten könnte. Nur selten kommt einer oder der andere zu uns; sie reden aber wenig und niemand weiß, wovon sie leben. Wir wagen uns nie in die Nähe des Schlosses: denn einige, die mit ihren Heerden zu nahe kamen, wurden von ihren Leuten halb todt geschlagen. „Beym Mond und seinen Hörnern, rief einer von meinen jungen Offizieren, das ist ein Abenteuer für uns! Wir wollen in dem Schlosse übernachten; die schöne Königinn wird uns ohne Zweifel liebreich empfangen. Der Anblick eines Heeres, wie das unsrige, würde selbst den mürrischen Geist Asmugh freundlich machen.„

Sie

Sie kamen und gaben mir von diesem allen Nachricht. Da ich nicht weniger neugierig war, diese Königinn kennen zu lernen, so ließ ich mir von den Einwohnern des Dorfes eine Anzahl Lampen bringen und brach mit meinen Leuten auf.

Wir zogen in das Schloß ein; ich vertheilte sie truppweise, und stellte Wachen aus, als ob wir einen Feind erwarteten. Meine Leute machten Feuer, aßen, tranken und waren ruhig; hielten aber ihre Waffen immer bereit. Ich speisete mit den Offizieren in einem schönen Saale, den ich mit den Oellampen der Bauern hatte erleuchten lassen. Wir unterhielten uns bis gegen Mitternacht und fingen schon an schläfrig zu werden, als sich in der Nähe des Saals ein lermendes Getöse erhob. Wir fürchteten nichts: denn unsere Menge und der Muth, mit dem wir so viele Gefahren bestanden und uns den Ruhm der Tapfersten in Baburs

Heer erworben hatten, machten uns kühn. Wir griffen zu unsern Waffen, wandten uns gegen die Seite des Saals, wo der Lerm war und erwarteten ruhig, was sich begeben würde. Das Geräusch ward wieder stille und bald hernach sahen wir die Königinn des Schlosses erscheinen. Zwölf Bewaffnete traten trotzig vor ihr her; neben und hinter ihr ging eine Anzahl reichgekleideter Frauen, denen die übrige Begleitung folgte. Die Gestalt, die Kleidung und die Waffen ihrer Diener waren so stolz und köstlich, als ob sie von einer Menge Raja's begleitet würde. Die Pracht der Königinn aber, und die reichen Steine, die auf ihrem Gewande flimmerten, blendeten uns die Augen.

Sie schien mir so liebenswürdig und ihre Geberde war so königlich, daß ich bey dem lächelnden Blicke, womit sie mich ansah, verstummte. „Wie, mein Herr, sprach sie halb scherzhaft, ich finde euch mit dem Säbel in der Hand? Ist das eure gewöhnliche

Art

Art Besuche abzustatten?„ Meine Gebietherinn, sprach ich, wird mir diese Unhöflichkeit verzeihen; ich glaubte hier Feinde zu finden. „Vielleicht habt ihr sie auch gefunden, erwiederte die Königinn; nur werdet ihr andere Waffen nöthig haben, wenn ihr sie besiegen wollt.„ Ich wollte der Königinn auf ihren Scherz eine höfliche Antwort geben, als ein Grobian, der aus meiner Gesellschaft hervorzutreten schien, sich der Königinn näherte, sie beym Kinn faßte und rief, er wolle sich mit ihr schlagen, wenn sie Lust habe. Die Königinn wich beschämt einen Schritt zurück. Eine von ihren Frauen sprang dem Verwegenen, dem ich eine Ohrfeige gab, nach den Augen. In einem Augenblicke waren alle Säbel entblößt. Die Offiziere der Königinn wollten die Beleidigung rächen, und die meinigen schrien, daß der Schuldige bestraft werden sollte. Unser ganzes Heer, das in dem Schlosse truppweise zerstreuet lag und das Geschrey hörte, drängte sich be-

waffnet herein, bis der Saal so voll war, daß man kaum die Arme regen konnte.

Die Königinn geboth Stillschweigen und fragte den Schuldigen, wer er wäre. Der Boshafte gab keine Antwort. Die Offiziere der Königinn sagten, er gehöre zu uns; die meinigen aber, die ihn nie gesehen hatten, behaupteten mit mir das Gegentheil. Der Streit war heftig; es fielen von beyden Seiten empfindliche Reden. Die Säbel klirrten gegen einander, die Lampen wurden von den Wänden geschlagen; das Blut fing an zu fließen. Die Finsterniß und das unaufhörliche Geschrey machten alles Zureden vergeblich; ein jeder schlug um sich her, so lange er konnte und der Streit dauerte bis an den Morgen.

Als der Tag anbrach, sahen wir die Königinn an der Thür des Saales stehen und hörten sie lachen. „Oeffnet die Augen, ihr Thoren, rief sie; und sehet, mit wem ihr streitet.„ Die Zauberey, die uns bisher geblen-

geblendet hatte, verging; unsere Wuth verwandelte sich in Schrecken: denn wir sahen, daß wir nicht gegen Feinde, sondern gegen uns selbst stritten. Ich hatte zwey tiefe Wunden und lag kraftlos unter den Todten, mit welchen der Saal bedeckt war. „Auf! Freunde, rief ich, so laut ich konnte; greifet die Zauberinn und rächet den Tod eurer Brüder.„ Alle die sich noch bewegen konnten, rannten mit den Säbeln auf sie zu; allein sie verschwand mit einem lauten Hohngelächter, das durch den alten Pallast lange wiederhallte.

Ich hatte von meinen Leuten kaum den vierten Theil noch übrig. Ich ließ die Verwundeten in das Dorf tragen. Als die Todten begraben waren, sandte ich die übrigen voraus und versprach, so bald ich wieder gesund seyn würde, mit den Verwundeten nachzukommen. Ich war trostlos über mein Unglück; denn ich hatte durch meine Verwegenheit das tapferste Heer in einem schimpflichen

Abenteuer verlohren. Weil ich mich nun vor dem Zorne des Sultans fürchtete, so nahm ich, als meine Wunden geheilt waren, einen andern Weg; begab mich auf die See und kam nach Aegypten, wo mich der großmüthige Sultan, dessen Tod wir betrauern, unter seine Diener aufnahm.„

„Dieses Unglück hat mich belehrt, fuhr der Vezir fort, wie verderblich es sey, wenn Freunde in Zwietracht gerathen. Einigkeit macht stark; wenn sich aber Brüder entzweyen, so werden sie ihren Feinden zum Gelächter. Ich wünschte die Söhne meines Wohlthäters stark, mächtig und glücklich zu sehen. Das werden sie auch seyn, wenn sie sich wie Brüder vertragen. Daher hoffe ich, die Sultane, meine Gebiether, werden den Rath eines alten Mannes nicht verachten. Wenn sie mir dieß versprechen, so will ich das angebothene Amt eines Richters übernehmen und die Kleinodien theilen.„

Die

Die drey Prinzen gaben dem alten Vezir die Hände; er theilte die Edelsteine in drey Theile und warf das Loos. Ein jeder war mit dem Seinigen zufrieden, sie gingen vergnügt aus einander und wurden durch ihre brüderliche Einigkeit so stark, daß alle ihre Nachbarn sie ehrten.

Der Gefangene.

Ali, der Sohn Abbas, war eines Tages gegen Abend bey dem Kalifen Mamun, als ein Mann an Händen und Füßen gebunden vor denselben gebracht ward. Da der Kalif auf die Treue des Ali sehr großes Vertrauen setzte, so befahl er ihm, den Gefangenen diese Nacht über zu bewahren und den folgenden Tag wieder vor ihn zu bringen, wo er sein Urtheil empfangen sollte. Ali nahm den Gefangenen mit sich in sein Haus

und verschloß ihn in sein Harem, als den sichersten Ort desselben; weil er an den Blicken des Kalifen gemerkt hatte, daß er auf diesen Mann sehr zornig sey. Er fragte den Fremden, wer er sey. „Ich bin aus der Stadt Damaskus, antwortete der Gefangene; mein Haus steht nicht weit von der grossen Moschee.„ „Der Himmel segne diese Stadt, rief Ali aus, und vorzüglich diesen Theil, wo du wohnest: denn daselbst hat mir ein Mann das Leben gerettet.„ Der Fremde ward neugierig und fragte, wer dieser Mann sey. „Es sind nun einige Jahre, fuhr Ali fort, als der Kalif den vorigen Statthalter Hussein absetzte und den jetzigen zu seinem Nachfolger ernannte. Ich war unter dem Gefolge dieses letztern. Hussein war ein Verräther, der sich vor dem Zorne des Kalifen fürchtete: denn als wir in den Pallast des Statthalters einzogen, wurden wir von seinen Anhängern auf allen Seiten umringt und niedergehauen. Ich sprang

durch

durch ein Fenster und flüchtete in die Gegend der großen Moschee. Ich sah die Thür eines ansehnlichen Hauses offen stehn; ich eilte hinein und bath den Eigenthümer desselben, der mir entgegen kam, mich zu verbergen. Er nahm mich auf und führte mich in sein Harem, wo ich vor meinen Feinden verborgen blieb und wie ein Gastfreund von dem Unbekannten bewirthet ward.„

„Nach Verlauf eines Monathes gab mir mein Wirth Nachricht, daß ich mit guter Gelegenheit wieder in mein Vaterland kommen könnte, weil in wenigen Tagen eine Karawane nach Bagdad abgehe. Ich schämte mich meine Armuth zu gestehen und war entschlossen der Karawane zu Fuße zu folgen. Allein wie erstaunte ich, als ich am Tage der Abreise ein schönes Pferd, ein Maulthier mit Speise beladen und einen Sklaven zu meiner Bedienung vor der Thür fand. Mein Wirth überreichte mir einen Beutel voll Goldstücke, führte mich selbst zur Kara-

rawane und empfahl mich seinen Freunden. Ich gab mir viel Mühe den Nahmen und Stand dieses großmüthigen Mannes zu entdecken; konnte aber weder von seinen Freunden noch von andern erfahren, wer er sey. Ich wollte vergnügt sterben, wenn ich ihn wiederfinden und ihm meine Dankbarkeit bezeigen könnte.„

„Deine Wünsche sind erfüllt, sagte der Gefangene. Ich bin der Mann, der dich in sein Haus aufnahm; kennst du mich nicht mehr?„ Ali erschrak und trat näher. Alter und Unglück hatten zwar des Fremden Gesicht verändert; doch Ali, der die Gestalt seines Wohlthäters im Herzen trug, konnte die Aehnlichkeit, welche ihm die Nacht verborgen hatte, nicht lange verkennen; und als ihn der Fremde noch an einige besondere Umstände erinnerte, so blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Er umarmte seinen Freund, lösete seine Banden auf und fragte, durch welches Unglück er sich den Zorn des Kalifen

zugezogen habe. „Neidische Feinde, antwortete der Fremde, haben mich heimlich bey dem Kalifen verklagt, ob ich gleich nicht weiß, weswegen. Man hat mich eilig von Damaskus weggeführt; man hat mir nicht einmahl erlaubt von meiner Frau und meinen Kindern Abschied zu nehmen. Ich weiß nicht, was für ein Schicksal auf mich wartet; sollte ich aber, wie ich befürchte, morgen sterben müssen, so erweise mir die Liebe und gib meiner Familie von meinem Tode Nachricht.„

„Nein, du sollst nicht sterben, rief Ali weinend aus; du bist frey und sollst deine Gemahlinn und deine Kinder wiedersehen.„ Er gab ihm einige Edelsteine zum Geschenk für seine Gemahlinn und einen Beutel mit zwey tausend Goldstücken zum Reisegeld. „Gehe, mein Freund, sprach er; eile zu den Deinigen zurück. Der Zorn des Kalifen mag auf mich fallen; ich fürchte ihn nicht, wenn ich dich nur gerettet habe.„ „Was ver-

langst du von mir? antwortete der Fremde. Um einem zweifelhaften Tode zu entgehen, sollte ich dein Leben, das ich einst rettete, für mich zum Opfer geben? Nein, Freund, ich bin nicht so feige, daß ich nicht sterben könnte, wenn es seyn muß. Suche den Kalifen von meiner Unschuld zu überzeugen; dieß ist das einzige, was ich von dir bitte. Kannst du das nicht, so will ich lieber zweymahl sterben, als durch meine Flucht ein Verräther an meinem Freunde werden.„ Ali bath von neuem; allein der Fremde blieb unbeweglich.

Den andern Tag begab sich Ali dem Befehle gemäß wieder zum Kalifen. Der Kalif war in einen feuerfarbenen Mantel gekleidet; das gewöhnliche Gewand, wenn er über Verbrecher Gericht hielt. So bald er den Ali sah, fragte er, wo der Gefangene sey und befahl denselben herbey zu führen. „Herr, antwortete Ali und warf sich vor dem Throne nieder, es hat sich mit dem Gefangenen

genen diese Nacht etwas besonderes zugetragen." Ich schwöre dir bey den Geistern meiner Väter, rief Mamun zornig aus, wenn der Gefangene entflohen ist, so mußt du an seiner Stelle sterben. „Mein Leben und das seinige sind in deiner Hand, sprach Ali; dein Sklave bittet nur um ein kurzes Gehör." Hierauf erzählte er, wie und bey welcher Gelegenheit dieser Mann ihm das Leben gerettet; wie er demselben, um für seine Wohlthaten dankbar zu seyn, die Freyheit angebothen, wie er aber dieses Anerbiethen großmüthig ausgeschlagen habe. „Er ist unschuldig, Herr, fuhr Ali fort; ein Mann, der so erhaben denkt und handelt, kann kein Verbrecher seyn. Neidische Feinde haben ihn verleumdet; aber der große Mamun ist viel zu gerecht, als daß er einen großmüthigen Mann unverhört verurtheilen sollte."

Mamun, der, seine Heftigkeit ausgenommen, ein König von großen Tugenden

 war,

war, bewunderte die Denkart des Gefangenen und schien gerührt. „Ich verzeihe ihm, weil du für ihn bittest, sprach er. Geh, bring' ihm diese Nachricht und führ' ihn zu mir.„ Ali gehorchte und brachte den Gefangenen herbey. Der Kalif sah ihn gnädig an und ließ ihm ein Ehrenkleid anlegen. Er schenkte ihm zehn Pferde, und zehn Maulthiere aus seinem eigenen Stall; über dieß noch zehn tausend Zechinen Reisegeld. Auch schrieb er einen Brief an den Statthalter von Damaskus, worin er ihm diesen Mann als einen seiner Lieblinge empfahl.

Der Verleumder.

Der Sultan Mahmud erzörnte sich wegen einer Kleinigkeit über einen Offizier seiner Wache. Er befahl denselben zu greifen und ohne Verzug zum Tode zu führen. Der Verurtheil-

urtheilte, den diese unüberlegte Strenge unwillig machte, schalt im Weggehn den Sultan einen Tyrannen und einen ungerechten Mann. Mahmud, der ihn nicht verstand, fragte die Umstehenden, was er gesagt habe. Einer von den Veziren, der den Verurtheilten bedauerte und dem Könige einen Verdruß ersparen wollte, nahm das Wort und gab vor, der Offizier habe gesagt, Gott liebe diejenigen, die ihren Zorn mäßigen und unfreywillige Fehler verzeihen könnten. Der Sultan ging in sich und sprach: „Nun so geht und sagt der Wache, daß ich ihm die Strafe schenke.„ Einer von den umstehenden Hofleuten aber, der ein Feind des Vezirs war, wandte sich zum Sultan und sagte: „Ein Diener soll seinen Herrn nicht belügen, noch ihm die Wahrheit verbergen. Der Verurtheilte hat den Sultan, meinen Herrn, gescholten und sträfliche Reden gegen ihn ausgestoßen.„ Der Sultan Mahmud sah den Verleumder zornig an und sagte: „Des Vezirs gutmüthige Un-

 wahr-

wahrheit ist mir lieber, als deine boshafte Wahrheit.„

Der Empfindliche.

Fadhel, der Sohn des Jahia, der Günstling des Kalifen Harun Alraschid, war so freygebig, daß er beynahe seinen Herrn selbst übertraf und von allen Arabischen Poeten wegen seiner Tugenden besungen ward. Das geschah auch bey der Geburt seines ersten Sohnes, wo ihm eine Menge Gedichte, worin man seine eignen und die künftigen Tugenden seines neugebohrnen Sohnes pries, überreicht und vorgelesen wurden. Da ihm aber keines derselben gefiel, so fragte er den berühmten Demeschki, ob er nicht etwas besseres versuchen wollte. Demeschki that es; sein Gedicht erhielt allgemeinen Beyfall und Fadhel belohnte den Verfasser mit einem Geschenke von zehn tausend Goldstücken.

Einige Zeit darnach fiel Fadhel bey dem Kalifen in Ungnade und kam mit allen seinen Brüdern um. Demeschki konnte seinen Wohlthäter nicht vergessen; und wie ihm das Unglück desselben oft wider seinen Willen einfiel, so geschah es auch, als er eines Tages allein in einem öffentlichen Bade war. Er sang einige Stellen jenes Gedichtes in Gedanken laut für sich ab; als er aber an eine Strophe kam, die dem Fadhel beständiges Glück weissagte, so fiel der junge Mensch, den ihm der Herr des Bades zur Bedienung gegeben hatte, ohnmächtig zur Erde. Demeschki wunderte sich darüber und fragte den jungen Menschen, als er sich wieder erholte, ob er krank sey. „Nein, sprach der Jüngling; aber ich möchte wissen, wer das Gedicht, welches du eben gesungen hast, gemacht habe.„ Ich selbst, antwortete Demeschki, als ich dem Vezir Fadhel zur Geburt seines ersten Sohnes Glück wünschte. „Weißt du, fuhr der Jüngling fort, wo

dieser Sohn des unglücklichen Fadhel jetzt lebt?„ Nein, sprach Demeschki. „Ich bin derselbe, sagte der Jüngling. Ich diene seit dem Tode meines Vaters in diesem Hause als freywilliger Sklave, weil ich meinen Unterhalt nicht besser zu finden weiß. Da ich dich von den Tugenden meines Vaters reden hörte, ergriff mich ein so heftiger Schmerz über mein Elend, daß ich ohnmächtig ward.„

Wie! rief Demeschki aus, Du bist der älteste Sohn meines Wohlthäters, dem ich meinen jetzigen Wohlstand zu danken habe? Der Himmel sey gepriesen, daß ich dich finde! Ich bin alt; ich habe keine Erben. Komm mit mir zum Kady; du sollst mein Erbe werden. Der Jüngling fing an zu weinen, küßte des Alten Hände und sagte: „Das wolle Gott nicht, daß ich dir wieder nehme, was du von meinem Vater empfangen hast. Du bist ein edelmüthiger Mann; dein Anerbiethen aber darf ich nicht anneh-

annehmen, wenn ich die guten Werke meines Vaters, deren Belohnung er im Himmel genießt, nicht vermindern will. Willst du mir eine Wohlthat erweisen, so gib mich für deinen Verwandten aus und verschaffe mir eine Stelle in dem Kriegsheere des Kalifen, wo ich durch Tapferkeit und Tugend dem Andenken meines Vaters Ehre zu machen hoffe. Dieß ist die einzige Art, wie du das Geschlecht deines Freundes vom Untergange retten kannst: denn ich wollte lieber sterben, als die Geschenke meines Vaters zurücknehmen, und ihn seiner guten Werke berauben."

Demeschki that, was der Jüngling verlangte und verschaffte ihm durch seine Freunde eine Stelle im Kriegsheer; er konnte ihn aber nie bewegen, außer der dürftigsten Ausrüstung das geringste Geschenk anzunehmen. Der Jüngling hingegen hielt sich so brav, daß er unter dem folgenden Kalifen zu einer hohen Stelle gelangte und durch Annehmung

seines

seines rechten Nahmens das beynahe verloschene Andenken seines Vaters wieder erweckte.

Der Esel des Dadschial.

Die Einwohner des langen Thales haben ein altes Gesetz, nach welchem sie nie einen Eingebohrnen, sondern immer einen Fremdling zum Könige wählen; es sey denn, daß einer von den Söhnen des verstorbenen Königs eine von dem Oberpriester vorgeschriebene Bedingung in einer bestimmten Zeit erfüllte. Diesem Gesetze zufolge erschien ich sieben Tage nach dem Tode meines Vaters, des Königes Rem-Korim, in dem Tempel, um den Befehl des Propheten durch den Mund des Priesters zu vernehmen. „Prinz Selim, fing der Oberpriester an, als ich vor den Altar trat, der Prophet befiehlt Dir, den Esel

des

des Dadschial vom Gebirge Kaf zu holen und in vier Monathen zu mir zu bringen. Die Bedingung ist schwer, aber nicht unmöglich, sonst würde sie der göttliche Prophet nicht befohlen haben. Reise getrost: einem beherzten Manne wird auch das Schwereste leicht.„

Die ganze Versammlung erstaunte über diesen Befehl und sah mich aus mitleidigen Augen an; allein was war hier weiter zu thun, als zu gehorchen, wenn ich König werden wollte? Ich versah mich mit Geld und einigen Kleinodien, nahm von meinen Freunden Abschied und begab mich mit dem ersten segelfertigen Schiffe ans feste Land, wo ich mir einen Sklaven, zwey gute Pferde und ein starkes Maulthier kaufte. Wir bewaffneten uns, ich und mein Sklave; beluden das Maulthier mit reichlichem Vorrath und nahmen den Weg nach dem Gebirge Kaf. Da dieses Gebirge die ganze Erde umgibt, so war es nicht schwer seine Lage

zu finden. Wir erreichten es bald, zogen am Fuße desselben in kleinen Tagereisen hinab, hielten allenthalben gute Mahlzeit und wo wir in einen bewohnten Ort kamen, da fragten wir nach dem Dadschial und seinem Esel; aber nirgends konnte man uns von ihrem Aufenthalte Nachricht geben.

Drey volle Monathe waren wir auf diese Art fortgereiset, ohne das Geringste von dem, was wir wissen wollten, erfahren zu haben, als wir eines Tages auf ein dichtes Gebüsch trafen, aus welchem uns ein Geschrey von verschiedenen Stimmen entgegen schallte. „Bruder, sagte ich zu meinem Sklaven, führe das Maulthier seitab; wir wollen hinzu und sehen, was es da gibt. Wenn ein Unglücklicher unsrer Hülfe bedarf, so wollen wir unser Leben für seine Rettung wagen: denn seine Noth kann heute oder morgen die unsrige werden." Wir spannten unsre Bogen und eilten dem Geschrey entgegen. Sieben Räuber stritten gegen drey Reisende, die

sich,

sich, von einem starken Baume beschützt, muthig vertheidigten. Unsere Pfeile warfen sogleich zwey von den Räubern zu Boden; denen wir mit unsern Säbeln noch zwey beygesellten; und als sich die drey übrigen voll Wuth gegen uns wandten, so wurden sie von den Reisenden augenblicklich erlegt.

Ich umarmte die Fremden, führte sie zu unserm Maulthier und bewirthete sie mit dem Besten von unserm Vorrathe. Ich erzählte ihnen während der Mahlzeit die Absicht meiner Reise und bath sie, mir einige Nachricht von dem Dadschial und seinem Esel zu geben. „Ein gutes Werk, sprach der Jüngste von den Reisenden, ist nie umsonst gethan. Ihr habt an uns die rechten Leute gefunden, die besser als irgend jemand von diesem Esel sagen können. Wir wohnen am Fuße des Berges, auf welchem dieses Thier weidet, und wissen alles, was einer thun muß, der sich desselben bemächtigen will.„ Gott sey gelobt! rief ich aus;

da ihr dieses wißt, lieben Freunde, so bin ich am Ziel meiner Wallfahrt. „Nicht zu schnell, mein Herr, erwiederte der Reisende; man kommt nicht in allen Dingen zum Ziel, wenn man auch noch so gute Kenntniß davon hat. Jetzt wollen wir unsre Reise fortsetzen; wenn wir an Ort und Stelle kommen, können wir weiter von der Sache sprechen. Eure Pferde und euer Maulthier aber mögt ihr hier nur zurück lassen: denn unser Weg geht über hohe fast unersteigliche Klippen, wo kein solches Thier fußen kann.„

Ich bedachte mich nicht lange, was hier zu thun sey. Ich ließ die beyden Körbe des Maulthiers ausschütten und theilte den ganzen Vorrath in fünf gleiche Theile. Die drey Reisenden und ich nahmen jeder den seinigen auf die Schultern; den fünften aber überließ ich meinem Sklaven, indem ich zu ihm sagte: „Ich schenke dir nebst der Freyheit diese drey Thiere und diesen Beutel. Kehre zurück und bethe für mich.„ Er ging weinend davon

von und ich folgte meinen neuen Gefährten. Wir reiseten sechs Tage lang zwischen Klippen und Abgründen, bis wir am siebenten in ein grünes, wasserreiches Thal herabstiegen, wo eine Menge zahmes Vieh weidete. Gegen Abend erreichten wir endlich einen großen bewohnten Ort, in welchem meine Gefährten wohnten. Der Jüngste von ihnen führte mich in sein Haus und bewirthete mich wie seinen Freund.

„Bruder, fing er an, als wir allein waren, auf dem Gipfel des Berges, an dessen Fuße wir wohnen, ist ein Wald von wohlriechenden Bäumen. In diesem Walde weidet der Esel des Dadschial: denn er lebt blos von angenehmen, süßen Düften. Er ist von pechschwarzer Farbe und hat zwey große, gelbe Flügel. Dabey ist er von sehr wunderlicher Gemüthsart: denn er kann, ohne wild zu werden, weder üblen Geruch, noch übermäßige Schwere, noch Furcht an seinem Reiter vertragen. Den beyden ersten

sten Schwierigkeiten ist leicht abzuhelfen; allein die dritte verdient reiflich erwogen zu werden. Denn wo der Esel des Dadschial die geringste Furcht an dir spürt, wenn er sich wie ein Adler über die Wolken erhebt, so ist es um dein Leben geschehen; er wirft dich in einem Augenblick aus der Höhe des Himmels an die Erde.„ „An Herzhaftigkeit soll es nicht fehlen, gab ich meinem Wirthe zur Antwort. Er mag so hoch fliegen, als er will; das wird mich nicht kümmern: Schwindel ist eben mein Fehler nicht, vor dem ich mich zu fürchten hätte.„

Mein Wirth war es zufrieden. Wir ruhten zwey Tage aus und mit Anbruch des dritten machten wir uns auf den Weg. Wir stiegen über eine Menge Klippen, bis wir gegen Mittag an eine schöne Quelle kamen, wo ich mich badete und meinen Säbel und die wenigen Kleider, die ich mit mir genommen hatte, sorgfältig abwusch. Als dieß geschehen war, zeigte mir mein Führer den

Weg,

Weg, wünschte mir Glück und kehrte wieder um; weil er mich, wie er sagte, nicht weiter begleiten dürfe, wenn er sich den Zorn des Dadschial nicht zuziehen wollte.

Ich stieg den Berg muthig hinauf, kam in den wohlriechenden Wald und fand den Esel der Beschreibung meines Wirthes vollkommen gemäß. Ich näherte mich, ohne daß er schüchtern ward; er litt sogar, daß ich ihn streichelte. Ich liebkosete und streichelte ihn ziemlich lange, um ihn desto sicherer zu machen; endlich nahm ich meine Zeit wahr und schwang mich hinauf. Er breitete seine großen Flügel aus und hob sich in die Luft. Das Rauschen seiner Fittige saus'te wie ein Sturmwind um meine Ohren und sein Flug übertraf die Schnelligkeit eines Pfeils. Berge und Thäler schwanden unter mir weg und eh eine halbe Stunde verging, schwebt' ich über dem Weltmeer. Mein Herz war froh und leicht und schien keiner Furcht empfänglich zu seyn; als ich einen großen,

schwarzen Riesen vor mir in den Wolken erblickte, der einen glühenden Wurfspieß in der Hand hielt und nach mir zielte. Sein langer, weißer Bart und seine rothen, fliegenden Haare schienen die Schwärze seiner Haut noch dunkler zu machen. Er hatte nur ein Auge mit einer einzigen Augenbraune bedeckt; aber dieses Auge funkelte, wie ein flammender Stern und der Blick desselben drohte Verderben. Dieß war der Dedschial selbst. Seine unvermuthete Erscheinung in dieser furchtbaren Gestalt erschreckte mich so schnell, wie ein niederfahrender Blitz. Vielleicht hätte ich mich wieder erholt; allein so lange wollte der Esel nicht warten. Er bäumte und schüttelte sich mit solcher Gewalt, daß ich ins Meer fiel.

Die Wellen schlugen hoch über meinem Haupte zusammen; zum Glück aber bedachte ich mich bald und hielt meinen Athem an, bis ich aus der Tiefe wieder auftauchte. Weil ich gut schwimmen konnte und sehr

leicht

LB Coburg

leicht gekleidet war, so konnte ich mich so lange über dem Wasser erhalten, bis einige mitleidige Fischer, die am benachbarten Ufer waren und meinen Fall gesehen hatten, sich mit ihren Kähnen näherten und mich herauszogen. Ich hörte von ihnen, daß ich nahe bey der Insel des großmüthigen Feridun sey und daß dieser wohlthätige Geist die Unglücklichen aller Art mit Freundlichkeit bey sich aufnehme. Ich bath sie mich hinüber zu bringen. Ich ward von dem gütigen Feridun liebreich empfangen. Er rieth mir bey ihm zu bleiben und in seiner Einsamkeit, welche stillen Betrachtungen geweiht sey, die Stürme des bürgerlichen Lebens zu vergessen. Ich gehorchte. Die vielen Könige, Königssöhne und Helden, die sich vor mir auf die Insel Feridun geflüchtet hatten, weil ihr Ritt auf dem Esel des Dadschial eben so unglücklich abgelaufen war, als der meinige, nahmen mich gern als ihren Gefährten auf. Ich tröstete mich mit ihnen; und weil ich in

der Stille, welche auf der Insel des Trostes herrschte, viel Muße hatte: so wollte ich wenigstens meine Geschichte beschreiben und sie meinen Brüdern zur Belehrung hinterlassen.

Oran Zeb.

Der Sultan Oran Zeb, der von wenigen Leuten begleitet oft ganze Tagereisen vor seinem Heere voraus ging, stieß einst in gleichen Umständen auf einen Raja, welcher es bisher mit der feindlichen Parthey gehalten hatte. Der Raja führte vier bis fünf tausend Reiter und hatte einen weiten Umweg genommen um den Sultan unvermuthet zu überfallen. Hier konnte weder Flucht noch Widerstand helfen und es schien nichts übrig zu seyn, als sich gefangen zu geben. Allein Oran Zeb ritt gerades Weges auf den Raja

zu, winkte mit der Hand und sagte, als er zu ihm kam: Ich freue mich, Raja, daß du meinen Wünschen zuvor kommst und dich mit mir vereinigen willst. Meine Bothen werden dich mit den Briefen verfehlt haben. Gehe mit deinen Leuten nach Lahor, wo meine Armee steht; ich komme in wenigen Tagen wieder zurück. Ich werde mich bemühen für deine Freundschaft dankbar zu seyn.

Mit diesen Worten nahm er die Perlenschnur, die er zum Schmucke trug, von seinem Halse und hing sie dem Raja um. Diese Getrostheit und die Ehre, welche er dem Raja erwies, gewannen denselben so sehr, daß er wirklich von der Gegenparthey abtrat und seine Leute in Oran Zebs Lager führte.

Das heilige Feuer.

Ein alter Vezir am Persischen Hofe sagte zu einem Jünglinge, seinem Verwandten: Gehorche mir, Daud; und wenn du an unserm Hofe dein Glück machen willst, so merke dir diese Lehre, welche mich nie betrogen hat. „Der König ist ein Meer, von dem man sich entfernen muß, wenn es stürmt; wenn es aber ruhig ist, so fischt man Perlen darin.„ Du hast Tugenden, welche dir die Gunst unsers erhabenen Sultans erwerben können. Bilde diese Tugenden aus, mein Sohn; suche dir aber auch die Laster, welche dem Sultan gefallen, geläufig zu machen: Denn ein Laster, das ihm gefällt, gilt bey ihm für eine Tugend. Hauptsächlich lobe alles, was er sagt oder thut. Wenn er am hellen Mittage spricht: Es ist Nacht; so rufe geschwind: Ey, siehe der Mond und die Sterne!

„Das kann ich nicht, antwortete Daud. Ich will für den großen Sultan sterben, wenn es nöthig ist; allein schmeicheln werd' ich ihm nie. Mein Herz ist zu stark und zu aufrichtig, als daß es sich zu dieser Niederträchtigkeit herabwürdigen sollte. Ich will lieber unter dem Heere des Sultans dienen. Die Gefährlichkeiten des Krieges schrecken mich weniger, als die Sitten des Hofes und die schimpflichen Unfälle, welchen du ausgesetzt bist. Denn was braucht es um dich zu verderben? Der Haß eines Verschnittenen, die kleinste Unachtsamkeit auf deiner Seite, ein zorniger Augenblick oder eine üble Laune dieses Sultans, den du wie einen Gott anbethest, sind hinreichend die Dienste deines ganzen Lebens mit einem Mahle zu vernichten. Ich habe einen Gheber gekannt, welcher das Feuer seit vierzig Jahren mit dem größten Eifer als seinen Gott verehrte. Eines Tages, als er die geweihte Gluthpfanne anschürte, stieß ihn jemand an; er fiel

hinein und das Feuer fraß seinen Anbether auf.„

Die Reise.

Am letzten Tage des Monaths Ramadan, im sechsten Regierungsjahre Schach Jehans, des Vaters der Glaubigen, kurz vor der Zeit des zweyten Gebethes, trat Ogluf-Kan, der Oberste der königlichen Wache in mein Zimmer und sprach: „Abdallah, ich wünsche, der Befehl, den ich bringe, möge dir heilsam seyn. Gib mir deinen Säbel und folge mir zum Sultan; er ist es, der mich sendet.„ Ich warf mich nieder und that ein kurzes Gebeth. „Ogluf Kan, antwortete ich, lege deine Hand auf mein Haupt: Der Sultan ist Herr meines Lebens; ich bin sein Sklave.„ Ich gab ihm meinen Säbel; er ging voran und ich folgte. Vor der Thür

meines Hauses stand Wache, die mich umgab, durch die Vorhöfe des Pallastes führte, und vor Schach Jehan brachte. Es war niemand bey ihm, als der Feldherr Emir-Jemla und der Oberpriester Fassel-Kan. Ogluf-Kan, der vor mir herging, reichte ihm meinen Säbel und sprach: „Licht der Glaubigen! Abdallah hat sich deinem Befehle ohne Widerstand unterworfen. Möchten alle deine Feinde seinem Beyspiele folgen!„ Ob ich gleich von meiner Unschuld überzeugt war, so war doch mein Herz bey dem Eintritte beklemmt; ich stellte mich aber unerschrocken und ließ keine Furcht merken. Der Sultan schien nicht erzörnt; allein das machte mich nicht gewisser. Denn was bedarf es des Zorns, um eine Mücke zu tödten? Als er mich zu seinen Füßen sah, sprach er: „Sohn des Hanif, wir wollen bethen und uns demüthigen vor dem, der nie stirbt.„ Diese Worte vermehrten meine Furcht. Der Sultan, der Feldherr, der

Prie-

Priester, der Oberste und die Wache, die an der Thür stand, knieten nieder, neigten das Gesicht an die Erde und betheten an. Ich bath den Propheten, meiner bey Gott zu gedenken und mein Beschützer zu seyn. „Gesandter Gottes, sprach meine Seele zu ihm, wenn ich meine Hände von Verbrechen rein gehalten habe; wenn mein Vorsatz dein Grab zu besuchen und den heiligen Berg mit meinen Thränen zu benetzen aufrichtig war; wenn dein heiliges Buch bisher die Freude meines Herzens und das Licht meiner Augen war: so stehe mir bey. Die Rechnung meiner Tage geht zu Ende, ich sehe schon die schwarzen Todesengel niederschweben. Gedenke meines Glaubens: Es ist nur ein Gott und du bist sein Prophet.„

Als das Gebeth geendigt war, stand der Sultan auf, wandte sich zu mir und sprach: Sohn des Hanif, beuge dein Haupt; du sollst eine weite Reise unternehmen. „Vater der Glaubigen, antwortete ich unerschrocken,

schrocken, die Reise ist wahrhaftig weit und ohne Rückkehr. Wir treten sie alle, ein jeder in seiner Stunde an. Der gnädige und barmherzige Gott möge dir deine Jahre verlängern."

Nach diesen wenigen Worten stützte ich mich auf meine Knie und both meinen Hals dar. Er zog meinen Säbel, den er sogar während des Gebethes nicht aus der Hand gelegt hatte. Er hob den Arm, steckte aber, anstatt mir den Kopf abzuschlagen, die Klinge wieder in die Scheide. Die Umstehenden erhoben ein großes Freudengeschrey. Ich öffnete die Augen, die ich schon zur Dunkelheit des Todes geschlossen hatte. Wie froh war mein Erstaunen! Schach-Jehan hob mich mit einem freundlichen Lächeln auf; umarmte mich, lobte meinen Muth und meinen Gehorsam. „Abdallah, sprach er, wann dich der Weg des Todes nicht schreckt, so wirst du dich auch nicht fürchten nach der Insel Boriko zu reisen und mir das Wasser des Lebens, das dort quillt, zu hohlen."

Herr

Herr, sprach ich erfreut, ich fürchte auf der Erde niemanden, als dich. Ich will getrost bis an das Ende der Erde segeln: Denn vor dem Tode ist ein Mann auch in seinem Hause nicht sicher.

Das Wasser des Lebens.

Der Prophet Salomo klagte einst über die Kürze des menschlichen Lebens. „Was hilft mir meine große Weisheit, sprach er, da mir nicht vergönnt ist, die Früchte derselben zu genießen? Der größte Theil meiner Tage ist verflossen, ehe ich klug ward; und nun da ich anfangen will meine Erfahrungen zu nützen, stehe ich schon am Rande des Grabes. Was ist die Weisheit des Menschen, als die vergängliche Blüthe einer Blume? Sie treibt viele Tage und Wochen, bis ihr Kelch sich öffnet. So bald sie aber ihre Reife

se vollendet hat, ist auch ihre Schönheit dahin; sie verwelkt, ohne die Früchte ihrer Arbeit zu genießen.„ So sprach er und trauerte; als er seine Augen aufhob und einen Engel mit einem saphiernen Gefäß in der Hand vom Himmel niedersteigen sah. „Salomo, sprach der Diener der Macht, ich komme vom Throne des Ewigen. Er hat deine Klage gehört und mich gesandt, dir das Wasser des Lebens zu bringen. Wenn du aus diesem Gefäße trinkest, so wirst du unsterblich werden und einer ewigen Jugend genießen; trinkest du aber nicht daraus, so gehest du, wenn deine Stunde kommt, den Weg alles Fleisches. Der Ewige hat die Wahl in deine Hand gelegt; thue, was dir gefällt.„ Der Engel setzte das Gefäß vor den Füßen des Propheten nieder und verschwand.

Salomo war ungewiß, was er thun sollte. Er versammelte seine Vezire und fragte sie um Rath. Sie riethen ihm einstimmig

zur Unsterblichkeit. Weil aber Butimar, der weiseste unter seinen Veziren nicht zugegen war, so ließ ihn der Prophet rufen und legte ihm die Frage vor. „Großer König, antwortete Butimar, ist dieses Wasser des Lebens für dich allein bestimmt oder kannst du auch andere davon trinken lassen?„ Der Höchste, sprach Salomo, hat nur mir allein diese Gunst erzeigt. „Wenn das ist, erwiederte der Vezir, so werden deine Kinder, deine Freunde, deine liebsten Gemahlinnen nach und nach sterben. Wie ein Baum, den man jährlich seiner schönsten Aeste beraubt, wirst du jedes Jahr, wirst du jede Woche, jeden Tag einen von den Lieblingen deines Herzens verlieren und klagen. Was für Reize kann eine Unsterblichkeit haben, deren Loos eine unaufhörliche Trauer ist? Wenn nicht alles, was du liebest, mit dir unsterblich wird, so ist Unsterblichkeit eine ewige Qual.„

„So denke ich auch, sprach der Prophet. Diese Erde ist nicht dazu geschaffen unsterbliche Kinder zu tragen, sonst müßte die Sonne mitten am Himmel stille stehn. Meine Klage war ungerecht. Ein Weiser, der ewig in diesem Thale der Thorheit wohnen, der ewig die Fesseln irdischer Begierden tragen müßte und kein Ende in seinem Schlangenwege vor sich sähe, der wäre der unglücklichste Mann, welcher unter der Sonne zu finden ist.„

Als der Prophet zurück kam, war das Wasser in dem Gefäße vertrocknet. Er kniete nieder und sprach: „Herr, verzeihe deinem Knechte, wenn er dich in deinen Werken tadelte. Bey dir allein ist Weisheit und Verstand; du hast alle Dinge durch sie geordnet; und der Sohn des Staubes kann nichts, als dein Thun bewundern.„

Die Stimme des Sterbenden.

Der Erzvater Noah, der vor und nach der Fluth eine große Anzahl Jahre gelebt hatte, war nun ein Greis geworden, der am Stabe ging, als der Todesengel vor seine Hütte trat und ihm sein nahes Ende verkündigte. Noah legte sich in den Staub, stärkte sein banges Herz mit Gebeth und erwartete den letzten Augenblick in stiller Geduld. Als seine Kinder und Enkel hörten, daß ihr Vater sterben werde, kamen sie zu ihm, traten um sein Lager und weinten. „Ist es wahr, Vater, sprachen sie, daß du deine Kinder heute verlassen willst? Warum kannst du nicht länger bey uns bleiben? Wir verehren in dir den Vater des neuen Menschengeschlechtes; du bist die Quelle des wahren Glaubens, ein Licht der Weisheit für die Deinigen, denen du die Erde zum Erbtheil gegeben hast. Dein Leben war ein starker

Strom von Glück und Gesundheit; du hast die Verwandlung der Erde überlebt; du hast alle Freude genossen, alles erfahren und geprüft: So sage uns nun, Vater, hast du während deines langen Lebens eine vollkommene Freude gefunden, die den Nahmen der Glückseligkeit mit Recht verdiente?„

Der Erzvater hörte ihre Rede freundlich an und als sie schwiegen, erhob er sein Haupt und sprach: „Die Welt, meine Kinder, hat zwey Thore; durch das eine kommen wir bey unsrer Geburt herein und durch das andere zieht uns der Tod an seiner starken Hand wieder hinaus. Mein Lebenslauf nahet sich dem Ende. Der lange Weg, den ich von einem Thore zum andern gegangen bin, kommt mir vor, wie der kleine Raum eines einzigen Schritts. Die vielen Jahre, über deren Anzahl ihr euch wundert, scheinen mir nicht länger als ein verschwundener Tag: Denn jener Augenblick, in welchem ich in die Welt kam und dieser, in welchem

ich wieder aus ihr scheide, fließen vor meinen Augen in einen einzigen zusammen, wie sich die Dämmerung des Abends unvermerkt in Dunkelheit verliert. Ich habe alle irdische Freuden genossen; aber ich habe unter denselben keine gefunden, die den Nahmen der wahren Glückseligkeit verdiente. Sie flossen mir wie Wasser aus der Hand und ließen keine Spur von sich zurück. Die einzigen Freuden, die nicht vergingen und deren Genuß mir geblieben ist, sind die guten Werke der Liebe und der Weisheit, durch welche ich meine Kinder gesegnet habe. Diese stehen wie blühende Bäume vor mir und ihr Schatten erquickt mich auch jetzt in der Hitze des Todes.„

Der Erzvater schwieg; seine Kinder und Enkel aber, die sich seiner Liebe und seiner Wohlthaten erinnerten, weinten laut. Sie begruben ihn nach seinem Tode in einen Palmenhain, um das Andenken an seine letzten Worte bis auf die spätesten Enkel zu erhalten.

Die

Die Belohnung.

Der Kalif Harun Alraschid traf, als er einst auf der Jagd war, einen alten Mann an, der einen Nußbaum pflanzte. „Welch ein Thor ist dieser Alte! sagte der Kalif zu seinen Begleitern; er thut, als ob er noch ein Jüngling wäre und die Früchte von diesem Baume genießen würde.„ Da seine Gefährten gleichfalls über diesen Alten lachten, so ging der Kalif auf ihn zu und fragte, wie alt er sey. „Ueber achtzig Jahr, Herr, war die Antwort; aber Gottlob! noch so gesund, wie einer von dreyßigen. „Wie lange gedenkst du denn noch zu leben, sprach der Kalif weiter, daß du in einem solchen Alter noch junge Bäume pflanzest, die so späte Früchte tragen? Warum machest du dir so vergebliche Arbeit?„

„Herr, gab der Alte zur Antwort, ich bin zufrieden, wenn ich die Bäume gepflanzt

 habe,

habe, ohne mich darum zu bekümmern, ob ich oder ein anderer die Früchte derselben genießen werde. Es ist billig, daß wir thun, wie unsre Väter thaten. Sie pflanzten Bäume, deren Früchte wir aßen; da wir nun der Väter Arbeit genossen haben, warum sollten wir gegen unsre Nachkommen neidischer seyn, als man gegen uns war? Ich denke, was der Vater nicht genießt, das ärntet der Sohn.„

Der freygebige Harun, dem diese Antwort gefiel, schenkte dem Alten eine Handvoll Goldstücke. „Wer kann nun sagen, fuhr der Alte fort, daß ich heute vergeblich gearbeitet habe, da der junge Baum, den ich pflanze, gleich am ersten Tage so reiche Früchte trägt? Darum ist es wahr, wer was Gutes thut, wird immer reichlich dafür belohnt.„

Der

Der blaue Palmbaum.

Die Sonne war von ihrer Höhe gestiegen und die Winde fingen an in den Blättern der Bäume zu rauschen, als ich mich auf einer meiner Wallfahrten in einer einsamen Gegend befand. Von der Hitze und dem langen Weg' ermüdet setzte ich mich unter einen schattigen Baum und klagte über die Mühseligkeit meines Standes. „Was hab' ich verschuldet, sprach ich, daß ich meinen Unterhalt durch Almosen suchen muß? Bin ich nicht eben so gut, als so viele andre, die im Ueberfluß leben und mich in meiner Dürftigkeit verachten? Warum ward mir von den Gütern der Erde nicht wenigstens so viel zu Theil, als zu einem mäßigen und geruhigen Leben nöthig ist? Ich würde die Reichthümer nicht übler angewendet haben, als die Armuth, die mich bey aller ihrer Beschwerlichkeit noch zu keinem Unrecht verleitet hat.„

So klagte ich über den Eigensinn des Schicksals, das einen Derwisch aus mir gemacht und mir die Bequemlichkeiten des Lebens versagt hatte. Mein Haupt hing traurig auf meine Brust, als ich ein Geräusch hörte und vor mir eine Jungfrau von überirdischer Schönheit stehen sah. Ihr blaues Gewand berührte die Erde und ihre goldnen Locken wallten um sie her, wie die Strahlen der Morgenröthe über den Himmel. In der rechten Hand trug sie einen goldnen Stab, um den sich eine weiße Schlange krümmte; in der linken hielt sie einen blauen Palmzweig.

„Muaser, sprach sie, ich bin die Fehe Gorek, die Beschützerinn der Klugen. Ich habe deine Klagen gehört und bin gekommen deine Wünsche zu erfüllen, wenn dein Herz gegen die Verführung des Reichthums so stark ist, wie du eben gerühmt hast. Am Ende dieses Thales wirst du eine Quelle finden, aus welcher ein kleiner Bach entspringt,

der sich nach mancherley Krümmungen in einen großen Strom ergießt. In dieser Quelle liegt ein blauer Kieselstein; den nimm zu dir. Verfolge den Bach an seinem linken Ufer bis zum Strome; den Strom aber bis an einen Ort, wo er sich in zwey Arme theilt, und eine kleine Insel oder vielmehr einen Garten bildet. In diesem Garten steht der blaue Palmbaum, welcher Datteln trägt, die inwendig einen goldnen Kern haben. Ueber den linken Arm des Stromes führt eine Brücke von Marmor, vor welcher hundert Löwen die Wache halten. Lege, ehe sie dich erblicken, den blauen Kiesel in deinen Mund und gehe getrost durch sie hin: denn dieser Stein hat die Kraft, einen jeden, der ihn im Munde trägt, unsichtbar zu machen. Wenn du zum blauen Palmbaum kommst, so brich drey Datteln und nimm sie mit dir, ohne die übrigen zu berühren: denn diese drey sind schon genug und bringen, wenn du sie pflanzest, in einem einzigen Tage drey

große, blaue Bäume mit eben solchen Früchten hervor. Merke, was ich dir sage; mehr als drey sind dir nicht beschieden.„

So sprach die Jungfrau, berührte meine Stirn mit dem blauen Zweige, den sie in der Hand hielt und verschwand. So freudig, wie ein Gefangener, dem sich wider Vermuthen der Kerker öffnet, sprang ich auf und verfolgte den vorgeschriebenen Weg. Ich fand den Worten der Jungfrau alles gemäß. Ich kam zur Quelle und nahm den Stein; ich ging am linken Ufer des Baches und des Stromes hinab; ich sah die Löwen; ich machte mich unsichtbar und ging hinüber.

Als ich mich dem Garten näherte, wehte mir von den Blumen und Früchten ein so süßer, lieblicher Geruch entgegen, daß ich bey jedem Schritt verweilte und die gewürzreiche Luft mit vollen Zügen einathmete. Als ich aber hinein trat, wünschte ich mir so viel Augen, als der Himmel Sterne hat, um die glänzende Schönheit und die lichten Farben

ben der Blumen, Bäume und Gesträuche mit einem Mahl zu übersehen. Doch alle Schönheiten der übrigen Gewächse und Früchte verschwanden wie Kleinigkeiten aus meinen Augen, als ich den blauen Palmbaum erblickte. Sein Stamm funkelte, wie köstlicher Lassurstein von Samarkand, mit einem feinen Gewebe goldner Adern. Seine langen Blätter strahlten, wie der reinste Saphier im Sonnenlicht; und seine Früchte! Wie soll ich diese beschreiben? Es gibt nichts Irdisches, das mit ihrer lockenden Schönheit verglichen werden könnte. Beym Mahomed und seinem Schwiegersohn Ali, dem Sohne des Abuthalib! Mein Geist kann sich nichts Lieblichers denken, als die reizende Anmuth dieser Früchte. Es war als ob ein heimliches Feuer von ihnen ausginge, das mein Herz mit Verlangen entzündete. Meine Lippen brannten nach ihrem Genuß; ich fühlte und empfand nichts, als ihren süßen Geruch; ja, ich glaube, ich wäre vor Sehn-

sucht gestorben, wenn ich meiner Begierde länger widerstanden hätte. Ich nahm den blauen Kiesel aus dem Munde, streckte beyde Hände aus und brach und aß mit der heissesten Begierde von diesen wunderbaren Früchten.

Welch ein Genuß! ich war entzückt, ich war berauscht von ihrem süßen, lieblichen Geschmack; allein die Lust des Genusses dauerte leider! nur wenige Augenblicke. Denn weil ich den blauen Kiesel aus dem Munde genommen hatte, so wurden die Löwen meiner gewahr. Sie raunten schnaubend von allen Seiten herbey, stürzten sich über mich her, rissen mich zu Boden und hätten mich verschlungen, wenn die blaue Jungfrau mit dem goldnen Haar durch ihre Erscheinung die blutgierigen Thiere nicht verscheucht hätte. Ich warf mich zu ihren Füßen und bath wegen meiner Unvorsichtigkeit um Verzeihung. „Muaser, sprach sie, dein Herz ist schwächer als ich dachte; es kann Armuth

aber

aber nicht Reichthum ertragen. Geh und murre in Zukunft nicht wieder, weil dein Schicksal dir keine Bürde auflegte, für welche deine Schultern zu schwach sind; sondern denke, daß diejenigen Güter die besten sind, die du durch Fleiß und Arbeit erwirbst.„

Bey diesen Worten schlug sie mich halb unwillig mit dem blauen Zweige auf das Haupt und verschwand. Mir war, als ob ich aus einem tiefen Schlaf erwachte. Ich schlug meine Augen auf; Strom und Garten waren verschwunden und ich saß noch unter dem einsamen Baume, unter welchem ich eingeschlummert war. Die Sonne neigte sich schon gegen die fernen Gebirge; darum ergriff ich meinen Stab, ging meinen Weg geduldig fort und erreichte eben mit dem Ende des Tages das Ziel meiner Wallfahrt.

Der Trost im Unglück.

Ein armer Derwisch wallfahrtete barfuß nach Mekka, weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand, über den er ging, brennte sie wund; er klagte über die Strenge seines Schicksals und nennte die Vorsehung ungerecht, weil sie ihm nicht einmahl so viel geschenkt habe, als sie den Thieren des Feldes gebe. Als er endlich die Stadt Kufa erreichte, sah er an der Thür der großen Moschee einen armen Mann sitzen, dem beyde Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug. „Meine Klage über die Vorsehung war verwegen, sprach er bey sich selbst. Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin, als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Ort zum andern kriechen muß?„ Er ging in die Moschee, kniete nieder, bereute seine Ungeduld und setzte seine

Wall-

Wallfahrt zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart und er kam nach Mekka ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert sey.

Der Bauer von Bilbis.

Ein Bauer von Bilbis führte Getreide zum Verkauf nach Kairo. Er hatte keinen andern Reisegefährten als seinen Esel, welcher die Ladung, die in zwey Säcken bestand, langsam vor ihm her trug. Als er in die Nähe der Stadt kam, begegnete ihm ein Mann, der nach einem freundlichen Gruß zu ihm sagte: „Guter Freund, ich habe schon lange auf euch gehofft; ihr müßt mir euer Getreide überlassen. Da habt ihr Handgeld,„ und ohne auf seine Antwort zu warten, legte er ihm eine Zechine in die Hand. Der Bilbiser wollte das Goldstück betrachten, als die

Erde unter ihm einsank und ihn sammt seinem Esel in eine weite Höhle fallen ließ. „Wo bin ich?„ rief er furchtsam aus, als er auf beyden Seiten des Gewölbes große Haufen Goldmünzen liegen sah, bey denen große Hunde mit feurigen Augen die Wache hielten und mit ihren langen Zähnen denjenigen zu zerreissen drohten, der sich wagen würde eine von diesen Münzen zu berühren. Der Bilbiser ging zitternd zwischen diesen Goldhaufen hin, zog seinen Esel hinter sich her und warf seine Augen in alle Winkel, zu sehen, ob nicht irgendwo ein Ausgang aus dieser fürchterlichen Höhle zu finden sey; als ihm der Fremde, von dem er die Zechine zum Handgeld empfangen hatte, wieder entgegen kam. „Beym Propheten und allen Heiligen! rief ihm der Bilbiser zu; ich bitte euch, sagt mir, wo ich bin und helft mir aus dieser Tiefe.„ Seyd getrost, Freund, sprach der Fremde. Ihr seyd in der Schatzkammer des Sultans; er hat von euch ge-

hört

hört und erlaubt euch, eure beyden Säcke von diesen Goldstücken zu füllen.„ Der Bilbiser wollte es anfangs nicht glauben; als aber die Hunde auf den Wink des Schatzmeisters mit den Schwänzen wedelten und sich verkrochen, bekam er wieder Muth. „Der gnädige Herr Sultan! wer mag ihm wohl von mir gesagt haben?„ sprach er und lud seine Säcke so voll, daß sie sein Esel, der schon ziemlich alt war, kaum tragen konnte. Als er fertig war, nahm er seinen Esel beym Zaum und sagte: „Nun Herr Schatzmeister, bringt dem Sultan meinen schönen Gruß und zeigt mir, wenn ihr so gut seyn wollt, den Ausgang aus diesem Gewölbe.„ „Ihr dürft nur die Augen eine Weile zudrücken, antwortete der Schatzmeister, so werdet ihr sogleich wieder in euerm Wege seyn.„ Der Bilbiser gehorchte, schloß seine Augen fest zu und als er sie wieder öffnete, saß er an der Landstraße von Kairo, hielt den Zaum seines Esels in der Hand und

sah zu seinem Schrecken, daß während seines süßen Schlafes, der ihn in die Schatzkammer des Sultans versetzte, ein listiger Dieb die Säcke mit dem Getreide von seinem Esel gestohlen hatte. „Ich einfältiger Thor! fing er an zu schreyen und zerriß sich vor Aerger den Bart. Ich träume von fremden Schätzen und lasse mir indessen mein Eigenthum stehlen!„ Er wollte den Dieben nachlaufen; besann sich aber eines bessern und sprach zu seinem Gefährten: „Komm, Bruder, wir wollen wieder heim ziehen. Wir sagen, wir hätten das Getreide sammt den Säcken verkauft; wenn wir aber wieder zu Markte gehn, so wollen wir lieber den Tag vorher schlafen.„

Die Verwandlung.

Ein König in Indien war alt und hatte keine Kinder. Da er sein Volk liebte und wegen des Stolzes seiner Emirn besorgen mußte, daß nach seinem Tode über der neuen Königswahl blutige Kriege im Reiche entstehen möchten: so erklärte er denjenigen Fremdling für seinen Nachfolger, welcher des Morgens nach seinem Tode durch das östliche Thor zuerst in die Stadt einwandern würde. Als er bald darauf starb, so eilten die Einwohner vor das Thor, um zu sehen, wen ihnen das Schicksal zum künftigen Sultan senden werde. Der erste, der ankam, war ein armer Derwisch, der von einer Stadt zur andern wanderte und sein Brot mit Betteln gewann: Er ward mit einem lauten Freudengeschrey empfangen; man legte ihm die königlichen Kleider an, setzte ihn auf einen Elephanten und führte ihn durch die

Stadt in den Pallast, wo ihn die Emirn für ihren Sultan erkannten.

Der schnelle Uebergang aus der niedrigsten Armuth auf einen glänzenden Thron, den alle irdische Herrlichkeit umgab, berauschte den Derwisch auf einige Zeit mit Freude, bis er nach und nach gegen die Reize und Annehmlichkeiten seines neuen Standes eben so gleichgültig ward, als er gegen die Beschwerden des vorigen gewesen war. Da sich nun auch der glückliche Anfang seiner Regierung in Widerwärtigkeit verwandelte; da mißvergnügte Emirn sich gegen ihn verschworen, mächtige benachbarte Feinde sein Land mit Krieg überzogen und Unruhe, Feindseligkeit und Klage seinen goldnen Thron von allen Seiten umgaben: so fing er an zu merken, daß er bey der Veränderung seines Standes an Glückseligkeit nicht nur keinen Zuwachs gewonnen, sondern an Freude und Zufriedenheit vielmehr verlohren habe.

Indessen daß der neue Sultan über die Beschwerlichkeit seines Glückes oft seufzte, hörte einer seiner alten Bekannten von seiner Erhöhung. Er kam herbey und wünschte ihm Glück. „Lob und Preis sey dem Ewigen, sprach er, der nach seinem Wohlgefallen Rosen aus Dornen wachsen läßt und einen armen Derwisch in einen mächtigen König verwandelt!„ „Preise mich nicht glücklich, antwortete der Sultan: denn ich befinde mich in diesem Stande schlimmer als vorher. Du siehest bloß auf mein Kleid, aber nicht in mein Herz. Das war eine goldne Zeit, als wir beyde die Welt durchstrichen. Wir schliefen auf der Erde; aber ruhig und sicher. Wir aßen geringe Kost; aber das Wallfahrten und die sorglose Fröhlichkeit unsers Herzens erhielten uns gesund. Das alles ist jetzt umgekehrt. Ich schlafe auf seidnen Decken; aber mit Sorgen und Furcht. Ich trage köstliche Kleider und esse gewürzte Speisen; aber mein Herz ist matt und krank. An die

Uebel der Niedrigkeit und Armuth, die ich als dein Gefährte tragen mußte, hatte ich mich so gewöhnt, daß ich ihre leichte Bürde beynahe nicht mehr fühlte; die Uebel des Ueberflusses und der Hoheit aber, die ich als König trage, sind so bösartig, daß sie mir täglich drückender werden. Umkehren kann ich nicht, weil ich die Reize der Ueppigkeit und des Reichthums nun einmahl kenne. Ihr Verlust würde mich weit mehr schmerzen, als den Armen, der sie nicht gekannt hat, ihr Mangel. Wenn ich aber das Andenken des Vergangenen aus meinem Herzen nehmen könnte, so verließ ich noch heute den Thron und zöge mit meinem alten Gefährten durch die Welt. Das wahre Glück des Menschen ist Gesundheit und froher Muth. Wer diese beyden Gaben hat, der kann alle übrige ohne Verlust entbehren; und nur derjenige, dem eine derselben mangelt, kann mit Wahrheit sagen, daß er unglücklich sey; in meinem neuen Stande aber fehlen sie mir beyde.„

Almets Gesicht.

Almet, der die heilige Lampe am Grabe des Propheten bewachte, stand am östlichen Thore des Tempels und bethete, als er einen Mann in köstlichen Kleidern mit einem großen Gefolge vor sich sah. Der Fremde nahte sich mit langsamen Schritten. Almet ging ihm entgegen, grüßte ihn und fragte, ob er seiner begehre. „Almet, sprach der Fremde, du siehest einen Mann vor dir, den der Segen des Glücks elend macht. Alle meine Wünsche sind erfüllt; ich habe den Genuß aller irdischen Freuden in meiner Hand; und doch bin ich nicht glücklich. Ich beklage die vergangene Zeit, weil sie ungenossen vorbey ging; ich hoffe nichts von der Zukunft, weil ich keine wahre Glückseligkeit kenne und doch zittre ich vor dem Gedanken an den Tod. Zu vergehen, wie die Furchen einer Welle; unter dem Schleyer ewiger Dunkelheit zu

schlummern: das sind Bilder, vor denen mein Herz bebt. Wenn du unter den Schätzen deiner Weisheit eine Lehre hast, die Zufriedenheit und guten Muth geben kann, so theile mir dieselbe mit: denn darum bin ich gekommen.„

Almet horchte auf die Klage des Fremden mit einer Geberde des Mitleids und der Trauer; doch kehrte die Heiterkeit seines Geistes bald wieder zurück. Er hob die Hände gen Himmel und sprach: „Fremdling, der Prophet hat mich hierüber belehrt; du sollst seine Weisheit aus meinem Munde hören.„

„Ich saß eines Tages, da die Sonne sich neigte, einsam und nachdenkend im Vorhofe des Tempels und schaute in die Straßen der Stadt, wo eine unzählbare Menge Pilgrimme aus allerley Ständen und Völkern gleich den Meereswogen auf und nieder wallte. Dieser Anblick der Eilfertigkeit, mit welcher die Reichen gegen einander liefen; und der arbeitsamen Geduld, mit welcher die Armen

schwere Bürden trugen, beklemmte mein Herz. „Arme Sterbliche, sprach ich, warum seyd ihr so geschäftig? Ihr sucht Glückseligkeit; wer ist aber unter euch, der sie findet? Können Kleider von Seide und Purpur Zufriedenheit geben? Kann der Glanz der Edelsteine das Herz befriedigen? Oder hat eine höhere Macht eure Augen geblendet, daß ihr so unermüdet einem betrüglichen Schimmer nachlaufet, der bey jedem Schritte weiter zurück weicht? Wer ist glücklicher, der Arme oder der Reiche? In welchem Genuß, in welcher Freude ist wahre Befriedigung zu finden? Alles ist ein Traum; alles ist Täuschung! weder Weisheit noch Reichthum macht glücklich! Wir sind ein Spiel unsrer Begierden, die uns umhertreiben, bis uns das große Meer der Vergänglichkeit wieder verschlingt.„

So dacht' ich und seufzte, als ich fühlte, daß eine fremde Hand mich berührte. Die Strassen der heiligen Stadt verschwanden; ich stand auf der Spitze eines hohen

Fel-

Felsen und sah neben mir einen Jüngling in weißem Gewande. Ich erschrack vor dem Glanze seiner Schönheit und schlug meine Augen furchtsam nieder. „Almet, sprach er, ich bin Assoran, der Bothe der Belehrung: Ich weiß, du hast dein Leben der Weisheit und der stillen Betrachtung geweiht, um deine Brüder vor den Wegen des Irrthums zu bewahren; jetzt aber hast du dich selbst verirrt: darum sieh auf, betrachte und werde klug.„

Ich hob meine Augen auf und sah ein schönes Gefilde. Es war lieblich wie die Gärten des Paradieses; aber klein an Umfange. Mitten durch dasselbe lief ein grüner Pfad, der sich gegen Abend in eine öde Wüste verlohr, über deren äußerster Gränze dicke Finsterniß schwebte und die Aussicht verschloß. Bäume von allerley Art, welche Blüthen und Früchte trugen, beschatteten diesen Pfad, und lustige Vögel sangen in den Zweigen der Bäume. Aus dem Rasen sproßten schönfarbige Blumen und füllten die Luft,

von

von der sie gefächelt wurden, mit süßen Düften. An der einen Seite floß ein heller Bach mit leisem Murmeln über Goldsand, der durch die Wellen flimmerte; auf der andern sah man Quellen, Grotten und Wasserfälle, die voll Lust und Anmuth, doch ohne die nahe Gränze des kleinen Gefildes zu verbergen, an einer sanften Erhöhung des Thals mit einander abwechselten.

Mein Auge verweilte mit Entzücken auf dieser lieblichen Aue, als ich einen reichgekleideten Mann den grünen Pfad langsam und nachdenkend herab schleichen sah. Sein Blick hing an der Erde, seine Arme lagen gefaltet über der Brust und sein Gesicht war voll Mißvergnügen und Gram. Ein zahlreiches Gefolge, das hinter ihm her ging, schien bereit auf den kleinsten Wink seine Befehle zu erfüllen. Der eine reichte ihm liebliche Früchte, der andre einen goldnen Becher; allein er aß und trank mit einem solchen Verdruß, als ob er gezwungen werde. Die schönsten Früchte, die

er mit Heftigkeit in die Hand nahm, gab er gleichgültig wieder zurück, wenn er sie kaum mit den Lippen berührt hatte. Er legte sich neben den Quellen und Wasserfällen nieder, als ob er auf ihr Murmeln und auf den Gesang der Vögel horchen wollte; allein er fand auch hier keine Ruh. Er warf sich von einer Seite zur andern, stand wieder auf und ging in seiner vorigen grämlichen Geberde weiter. Zuweilen fuhr er zusammen, als ob er erschreckt werde oder Schmerzen fühle; und wenn sein Auge von ungefähr auf die Wüste traf, die vor ihm lag, so bebte er einige Schritte zurück und wollte umkehren; eine unsichtbare Gewalt aber trieb ihn wider seinen Willen den grünen Pfad immer weiter hinab der Wüste entgegen.

Was soll dieses Gesicht bedeuten? rief ich; indem ich mich zum Engel wandte. „Das Buch der Natur liegt aufgeschlagen vor dir, sprach er, sieh hin und werde weise.„ Ich wandte mich wieder und sah ein

enges

enges Thal zwischen nackten steilen Felsen. Weder Gras noch Gesträuch wuchs in dieser sandigen Wüste. Die Sonnenstrahlen fielen glühend von den Felsen herab und die einzige kleine Quelle, die unter einer Klippe hervorbrach, verlohr sich wenige Schritte von ihrem Ursprunge wieder in den heissen Sand. Außer einigen wilden Gemsen, die über die abgerissenen Felsen sprangen, war nichts Lebendiges in dieser Einöde zu finden; gegen Abend zu aber endigte sich diese Wüsteney in eine angenehme, fruchtbare Gegend voll Bäume, Felder und Häuser. Mein Auge schweifte in der verbrannten Tiefe noch hin und her, als ich einen halbnackten Mann, der ein gefangenes Reh auf den Schultern trug, den Felsen mühsam hinauf klimmen sah. Die spitzigen Steine verwundeten seine Hände und Füße; dessen ungeachtet half er sich mit fröhlicher Emsigkeit hinauf, bis er eine Höhle erreichte, vor welcher eine Frau und vier Kinder auf ihn warteten. Als die

Kleinen ihn sahen, so riefen sie ihm zu, streckten ihre Arme nach ihm aus und liefen ihm bis an den Abhang des Felsen entgegen. Sie sprangen fröhlich um ihn her und führten ihn unter lautem Freudengeschrey zur Höhle, wo er seinen Raub abwarf und sich zu ihnen in den Schatten setzte. Sein Gesicht war hager und von der Sonne verbrannt; aber freundlich und liebreich. Er lachte mit den Kindern, die mit ihren kleinen Händen den Schweiß von seiner Stirne trockneten, und schien bey ihrer Freude zu vergessen, wie sauer ihm seine Arbeit geworden war. Er sah zuweilen mit einer vergnügten Geberde in das vor ihm liegende fröhliche Gefilde; er zeigte es auch den Kleinen als die Wohnung der Freude und der Ruh; doch konnte ich weder in seinen Geberden noch in seinen Blicken ein Merkmahl finden, daß er um dieser schönen Aussicht willen mit seiner Felsenhöhle weniger zufrieden wäre.

Ich sah noch immer hin und freute mich über den Anblick dieses Mannes, der in der fürchterlichsten Einöde glücklich war, als der Engel zu mir sagte: „Merke, Almet, was du gesehen hast. Zufriedenheit und Hoffnung sind Töchter der Liebe. Wer nicht arbeitet um einen andern glücklich zu machen, wird auch selbst nie glücklich werden. Mitten im Ueberfluß wird Elend ihn peinigen, wie du an dem Müßigen in dem lustigen Gefilde gesehen hast. Er that nichts für andere; er lebte bloß für sich allein und sah seine Gefährten für Sklaven an, die an seiner Statt arbeiten sollten. Darum empfand er auch keine Freude. Er hörte nicht den Gesang der Vögel, sah nicht die Schönheit der Blumen, fühlte nicht die liebliche Luft, die ihn umwehte. Er sah mit Schrecken in die dunkle Wüste, die vor ihm lag, weil er seine Nichtigkeit und seinen Unwerth fühlte: denn wie hätte er bey seiner kalten Eigennützigkeit, die nur auf sich selbst dachte,

glauben können, daß er einer Belohnung werth sey; da von der Gerechtigkeit, deren Regeln in des Menschen Herz geschrieben sind, nur allein der Wohlthäter belohnt werden kann? Dieser Arme hingegen arbeitet für seine Frau und seine Kinder. Die Liebe, die sein Herz bewegt, macht ihn stark und gutes Muthes. Er trägt seine Bürde mit Lust: denn die Freude der Seinigen ist reichliche Belohnung für ihn. Die Liebe, die sich für andere aufopfert, fühlt ihren Werth; sie hofft von der Gerechtigkeit für ihre guten Thaten Belohnung; alles aber was sie hofft, das wünscht sie auch andern. Darum sieht dieser Arme der Ferne, die vor ihm liegt, so getrost entgegen, ohne seinen jetzigen Zustand den die Lieblinge seines Herzens mit ihm theilen, für Qual zu halten. So hat die ewige Weisheit das wahre Glück dem Menschen in seine eigne Hand gelegt. Müßiggänger und Eigennützige, die nur für ihre Wollust und Eitelkeit leben, werden der Ver-

zweif-

zweiflung nie entgehen: da hingegen der gute Vater seiner Kinder und seines Volks niemahls weder an Freude darben noch an einer bessern Zukunft zweifeln wird.„

Indessen der himmlische Bothe so sprach, verschwand das Gesicht aus meinen Augen. Ich erwachte und sah mich in dem Vorhofe des Tempels allein. Die Sonne war untergegangen. Die Einwohner der Stadt ruhten von ihrer Arbeit. Ich ging in den Tempel zurück und dachte dem, was ich gesehen hatte, beym Schein der heiligen Lampe in ruhiger Stille weiter nach.

So, mein Sohn, fuhr Almet gegen den Fremden fort, hat mich der Prophet nicht bloß zu meinem sondern auch zu deinem Nutzen in der wahren Weisheit des Lebens unterrichtet. Du hast bisher nur für dich und deinen Eigennutz gelebt; darum fandest du keine wahre Freude. Du hattest keine Hoffnung auf die Zukunft, weil dein Herz, der unbestechliche Richter, dir sagte, daß

dein Thun keiner Belohnung werth sey. Laß diese Lehre des Propheten an dir nicht verlohren gehn, wie den Regen, der auf einen Felsen fällt; sondern gehe hin und übe sie aus. Werde der Vater der Deinigen und deines Volkes. Kleide die Nackten von deiner Heerde; speise die Hungrigen von deinen Feldern; stehe dem Unterdrückten gegen Unrecht und Gewaltthätigkeit bey. Liebe die Menschen und arbeite für ihr Glück, so wirst du Zufriedenheit und Hoffnung finden: denn noch nie war ein zärtlicher Vater ein Zweifler, der sich und die Seinigen für Wellen des Meeres hielt."

Almet, dessen Wangen anfingen zu glühen, kehrte in den Tempel zurück und der Fremde ging in Friede seinen Weg.

Bossaldabs Gesicht.

Bossaldab, der Sultan von Aegypten, hatte einen einzigen Sohn, Aboram genannt. Er liebte diesen Sohn, wie ein Greis sein Leben liebt, in welchem er die Arbeit seiner Jugend noch zu genießen hofft. Er sammelte große Schätze, eroberte viele benachbarte Länder und arbeitete Tag und Nacht, diesem geliebten Sohn eine große Herrschaft und einen glänzenden Thron zu hinterlassen. Seine Macht war schon beynahe auf den höchsten Gipfel gestiegen, als der Jüngling, welcher sie erben sollte, auf der Jagd von einem unglücklich abgeschossenen Pfeil in das Herz getroffen ward und auf der Stelle starb.

Bossaldab war trostlos. Er zerriß sich den Bart, zerschlug sein Gesicht und benetzte den Todten mit heißen Thränen. Sein Klaggeschrey schlug an die fernen Felsen; aber es rief dem Jünglinge das entflohne

Leben nicht wieder zurück. Seine Diener traten auf und sprachen ihm Trost zu; aber er hörte sie nicht. Er verwünschte seinen Pallast, sein Reich und sich selbst und verbarg sich in eine finstere Höhle des Waldes. Hier lag er im Staube, schrie laut in seiner Verzweiflung und klagte die Vorsehung der Ungerechtigkeit an. „Warum bin ich ein Herr so vieler Länder und Reichthümer geworden, rief er, wenn mir mein einziger Sohn in der Blüthe seines Lebens getödtet werden sollte? Nein, es gibt keinen Gott, der die Menschen liebt! Er hat seine Lust daran, die Armen zu quälen und ihre mit Müh aufgebaute Glückseligkeit zu zerstöhren.„

So brachte er drey Tage ohne Speis' und Trank in wilder Verzweiflung zu. Seine Kräfte waren erschöpft; er lag abgemattet am Boden und sah dem Tode mit Verlangen entgegen, daß er kommen und sein Herzeleid endigen sollte, als ihn mit einem Mahl

ein glänzendes Licht umgab. Er hob seine Augen auf und sah einen Jüngling in einem himmelblauen Gewande, die Schläfe mit einem Lilienkranze geschmückt, vor sich stehen. Der Jüngling berührte mit dem grünen Zweige, den er in der Hand hielt, des Sultans Stirn. Neues Leben floß durch seine Glieder; sein Herz ward wieder stark, er stand auf und sah den Bothen des Himmels schweigend an. „Bossaldab, sprach dieser, ich bin Kalock, der Engel des Friedens und gesandt dich zu belehren. Komm und folge mir.„

Er nahm ihn bey der Hand, führte ihn auf ein hohes Gebirge, stellte ihn auf die vorderste Klippe und sprach: „Schaue hinab in dieses Thal.„ Bossaldab hob seine Augen auf und sah eine dürre, wüste Insel. Die Wogen des Meeres stürmten um sie her und warfen eben einen nackten Schiffbrüchigen ans Ufer. Der Unglückliche trug in der einen Hand ein Gefäß voll Demante; mit

der andern aber half er sich den schroffen Felsen hinan. Er hatte den Gipfel beynahe erstiegen; seine frohe Geberde zeugte von seiner Hoffnung eine bewohnte Gegend zu finden; als er aber mit dem letzten Schritt hinauf trat und eine öde Sandwüste vor sich sah, schien er vor Schrecken zu erstarren. Er warf seine Juwelen an die Erde, rang seine Hände und heulte so laut als die See. Er lief durch die Ebene und suchte Speise; allein hier wuchsen weder Bäume noch Gesträuche. Viermahl ging die Sonne auf und unter, ohne daß er nur eine wilde Beere oder ein Baumblatt für seinen Hunger gefunden hätte. Bleich und abgemattet legte er sich endlich auf den Klippen des Ufers nieder, scharrte aus den Felsritzen dürres Gras und erwartete den Tod.

„Ach! rief Bossaldab und wandte sich zum Engel, sey gnädig und gib nicht zu, daß dieser Arme so kläglich sterbe.„ „Sey stille, antwortete der Engel, und merke auf das, was

was du siehst.„ Er sah wieder hin und erblickte ein Schiff, das sich der Insel eben näherte. Der Hungrige ward des Schiffes gewahr; er bekam neuen Muth, sprang auf seine Füße, breitete seine Hände aus und winkte den Schiffsleuten zu. Da sie ihn auf der Klippe sahen, fuhren sie an. Er fiel vor dem Schiffsherrn nieder, klagte seine Noth und versprach die Hälfte der Juwelen für seine Rettung zu geben. Als der Hauptmann des Schiffes die köstlichen Steine sah, winkte er seinen Gefährten. Sie banden dem Unglücklichen Händ' und Füße, nahmen ihm seine Juwelen, ließen ihn gebunden am Ufer liegen und fuhren mit ihrem Raube fröhlich davon.

„O Sohn des Himmels! rief Bossaldab wehmüthig aus, kannst du diesen Frevel ansehen und dulden? Sieh! die Bösewichter segeln fort und lassen den Beraubten vor Hunger sterben.„ „Schaue noch einmahl hin, sagte der Engel. Das Schiff der

 Frevler

Frevler scheitert dort an einer Klippe. Hörest du ihr Geschrey? Es kommt keiner davon; sie versinken alle unter der Last ihrer Sünden. Und auf diesem Schiffe, das dem Verderben entgegen ging, wolltest du den Verlassenen retten? Vermiß dich nicht, die Wege der Vorsehung zu tadeln. Der Mann, den du betauerst, soll erhalten werden, wenn es gleich nicht auf die Art geschieht, welche du vorschreiben wolltest. Die Vorsehung hat mehr als einen Weg, denjenigen zu retten, den sie erhalten will. Dieser Mann war zeizig und hart gegen Dürftige. Er hatte mehr als er brauchte; dennoch aber trieb ihn seine Habsucht auf die See, um noch mehr zu gewinnen. Die Vorsehung führte ihn daher in diese Wüste, um sein eisernes Herz zu erweichen, und seine karge Hand milder zu machen. Selig ist der Mann, der sich durch Trübsal belehren läßt! Jetzt aber wende dich und sieh' ein neues Gesicht.„

Bossaldab wandte sich und sah von dem Felsen hinab. Das Meer war verschwunden und die Tiefe hatte sich in eine blühende Ebene verwandelt. Bossaldabs Augen verweilten noch auf dem schönen Gefilde, als ein hoher Pallast von Marmor nahe vor seinen Augen aufstieg. Die elfenbeinern Thore thaten sich auf und zeigten einen königlichen Thron mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Reichthümer ohne Zahl lagen in großen Haufen auf beyden Seiten des Thrones, den die Fürsten des Landes und die Gesandten fremder Völker in demüthigen Geberden umgaben und dem jungen Könige, der auf dem Throne saß, den Eid der Treue schworen. Dieser junge König aber war Aboram, Bossaldabs Sohn.

„Gnädiger Allah, es ist mein Sohn! rief der Sultan. O laß mich hin, daß ich ihn umarme!„ „Bleibe, sprach der Engel; es ist ein leeres Bild, in welchem ich dir die Thorheit deines Lebens und deiner Verzweif-

lung

lung zeigen will. Sieh' hin und betrachte ihn wohl." Die Huldigung endigte sich in ein Gastmahl. Der junge König ließ die aufgehäuften Schätze unter die Gäste vertheilen. In wenigen Augenblicken waren die Reichthümer, an denen der sparsamste Geiz lange Jahre gesammlet hatte, zerstreut. Die Fürsten hatten sich kaum mit den Demanten ihres Königes geschmückt, als sie stolz thaten und sich gegen ihn erhoben. Vier neue Throne stiegen aus den Trümmern des vorigen hervor, auf welchen vier neue Könige saßen, die den Sohn des Bossaldab, der sich bey dem Gastmahle berauscht hatte, in seiner Trunkenheit binden und in einen Kerker werfen ließen, wo er nach langem Leiden aus der Hand eines Sklaven den Tod empfing.

Der Sultan wandte seine Augen ab. Ach, es ist genug! rief er; es ist genug! „Demuth und Geduld, sprach der Engel, hätten dir dieses traurige Gesicht ersparet." Ich

habe

habe gesündiget, antwortete Bossaldab, da ich über jenen Tod des Friedens murrte, der meinen Sohn in seiner Unschuld hinweg nahm und von einer Menge künftiger Uebel befreyte. „Ja, sprach der Engel, glücklich ist der, den ein früher Tod vor Verbrechen bewahrt! Gehe hin, Bossaldab, und trage dein Leiden mit Geduld. Die irdischen Werke des Menschen sind vergänglich; seine stolzen Gebäude versinken unter der Last weniger Jahre. Die Nahmen des Geizigen und des Eroberers verhallen in Spott, wenn die Nahmen der Wohlthätigen bey der Nachwelt gesegnet werden.„

So sprach der Engel des Friedens, hob sich mit ausgebreiteten Schwingen in die Luft und das Rauschen seiner Flügel glich dem Getöse eines Wasserfalles, bis es sich nach und nach in ein sanftes Säuseln verlohr. Der Sultan erwachte. Er lag in der Höhle des Waldes mit dem Gesicht auf der Erde. Er stand auf, ging in seinen Pallast zurück

und

und suchte in einer langen friedlichen Regierung die Wunden, die er seinen Völkern durch Geiz und Eroberungssucht geschlagen hatte, durch Gerechtigkeit und wohlthätige Weisheit wieder zu heilen.

Das beste Erbtheil.

Der König von Aegypten und der Kaiser von Konstantinopel hatten seit langer Zeit blutige Kriege mit einander geführt. Endlich wurden sie des Mordens und der Verheerungen überdrüßig, ließen die alte Zwietracht fahren und machten Friede. Um ihre Versöhnung noch mehr zu befestigen, trafen sie eine doppelte Heurath zwischen ihren Kindern; und jeder verlobte seinen Sohn mit des andern Tochter. Die Väter selbst wurden bey dieser Gelegenheit die innigsten Freunde; keiner unternahm etwas wichtiges ohne den

andern

andern um Rath zu fragen; und wenn einer mit des andern Handlungen nicht zufrieden war, so thaten sie sich ihre Bedenken freundschaftlich zu wissen. Einst schrieb der Sultan von Aegypten an den Kaiser von Konstantinopel also:

„Einem Vater kann nichts theurer seyn, als das Wohl seiner Kinder, in denen er nach seinem Tode von neuem aufblüht. Alles andere, worüber er Herr ist, wird ihm nach wenigen Jahren genommen; eine glückliche Nachkommenschaft aber ist ein immergrünender Baum auf seinem Grabe. Von dieser Wahrheit überzeugt, bemühe ich mich meinem Sohne Schätze zu sammeln, mit denen sich ein König Ruhm und Glück erwerben kann. Ich wundere mich daher, daß du meinem Beyspiele nicht nachfolgest und deinem Sohne keine glückliche Regierung zu verschaffen suchst.„

Der Kaiser antwortete dem Sultan: „Der Weise setzt sein Vertrauen nicht auf die Güter

ter dieser Welt, die Unverstand verschwenden und tausend Unfälle in wenigen Tagen zerstreuen können. Ich bemühe mich meinem Sohne solche Schätze zu sammeln, die ihm keine irdische Gewalt nehmen und durch die er sich Glückseligkeit aller Art erwerben kann; ich meine, ich habe sein Herz zur Tugend gebildet und seinen Verstand mit Kenntnissen bereichert."

Die Königinn Amberboah.

Ich Sinneddin, König von der großen Insel, wünsche meinen Brüdern, den Sterblichen, Frieden und Heil. Ich war zwanzig Jahr alt, als mein Vater Schor-Pulu starb und ich, als der älteste von seinen Söhnen, den Thron bestieg. Mein Herz hatte keine Neigung zu den wollüstigen Freuden, die mich umgaben und in ihre offenen Arme lock-

lockten. Mein einziger Wunsch und das letzte Ziel aller meiner Gedanken war der Ruhm eines großen Königs. Allein ich suchte lange vergeblich nach der verborgenen Quelle der wahren Weisheit: denn niemand konnte mir sagen, wo sie sey. Ich that große Thaten; ich entdeckte und bezwang neue Länder; mein Nahme ging auf den Flügeln des Windes und mein Ruhm schallte bis an die Wolken; die Quelle der Weisheit aber konnte ich lange nicht finden, bis sie mir durch einen sonderbaren Zufall entdeckt ward.

Ich ging an einem Abende, wie ich oft zu thun pflegte, neben dem Strome hinab, der die Gärten meines Pallastes umfließt, und sann den Begebenheiten des vergangenen Tages nach; als eine weißgekleidete Jungfrau aus dem nahen Gesträuch hervortrat und ein Almosen von mir begehrte; mit beygefügter Bitte, sie nicht zu fragen, wer sie sey. Ihre ungewöhnliche Schönheit,

der künstlich verborgene Reichthum ihrer Kleidung und ihre stille, ruhige Geberde schienen ihrer sonderbaren Bitte zu widersprechen. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich zog einen reichen Ring von meiner Hand und bath sie, wenn dieß nicht genug sey, einen von ihren Sklaven an meinen Schatzmeister zu senden und mehr zu fordern. Sie neigte sich schweigend und ich wollte eben meines Weges vorüber gehn, als sie mit einem freundlichen Lächeln sagte: „König Sineddin, die schöne Amberboah, die Tochter des Geisterköniges Arruth, meine Gebietherinn, würde dir ihre Hand nicht versagen, wenn du ihre Liebe gewinnen könntest. Komm und suche ihr zu gefallen; ihr Pallast ist auf der Insel Hao, wo man ihre Gunst durch Klugheit und Bescheidenheit gewinnt.„ So sprach sie und verschwand.

Ich stand wie bezaubert und sah mit starren Augen auf die Stelle, wo sie verschwunden war. Ihre süßen Worte tönten

noch in meinem Ohr und ihre freundliche Gestalt schien noch immer vor meinen Augen zu schweben. „Ja, ich muß hin auf die Insel Hao, rief ich endlich aus; ich muß mich um die Gunst der schönen Ainberboah bewerben. Vielleicht kann ich ihre Liebe gewinnen; vielleicht gibt sie mir ihre Hand und macht mich zum glücklichsten aller Könige; und wenn mir diese schmeichelhafte Hoffnung auch fehlschlüge, so habe ich schon genug, diese berühmte Königinn nur gesehen zu haben.„ Ich kehrte in meinen Pallast zurück, ließ in der größten Eil ein Schiff ausrüsten, versammelte meine Vezire und als die eilfte Morgenröthe anbrach, stieg ich an der Insel Hao ans Land.

Diese Insel hat die Gestalt einer runden Pyramide. Der Pallast der Tochter des Arruth steht auf dem obersten Gipfel und fällt dem Fremdling zuerst in die Augen, er mag anlanden von welcher Seite er will. Der einzige Zugang, der zu dem Pallaste hinauf führt, ist eine in den Felsen gehaue-

ne Treppe, die durch sechs Thore von Elfenbein in sechs gleich große Abschnitte getheilet wird. Ich klopfte an das erste Thor; es that sich auf. Sechs Derwische traten mir entgegen. Der Aelteste von ihnen, dessen silberweißes Haar und niedergebeugtes Haupt von seinem hohen Alter zeugten, fragte mich, wer ich sey und was ich wolle. Ich sprach: Ich bin der König Sineddin, der Sohn des Schor-Pulu und komme mich um die Gunst der schönen Königinn zu bewerben. „Wenn ich auf deine Weisheit rechnen könnte, erwiederte der Alte, so wollte ich dir einen guten Rath geben.„ O das kannst du, sprach ich; ich werde deinen Rath auf das beßte nützen; sage nur an. Der Alte schüttelte den Kopf und sprach: „Gehe nur weiter, mein Sehn. Mein Rath würde dir nichts helfen: denn du bist zu sehr von dir selbst eingenommen, als daß du die Warnung eines andern viel achten solltest. Bis auf Wiedersehen, mein Sohn.„ Mit diesen Worten

ten ließ er mich stehen und wandte sich nebst seinen Gefährten gegen das Thor.

Ich stieg langsam weiter mit dem Vorsatze künftig bescheidener zu seyn und mehr Mißtrauen in meine Klugheit zu setzen. Ich kam an das zweyte Thor und klopfte an. Es that sich auf; fünf Kalender traten mir entgegen, von denen der Aelteste mich wiederum fragte, wer ich sey und was ich hier wolle. „Ich bin ein unerfahrner Fremdling, sprach ich, welcher der Königinn Amberboah seine Dienste anbiethen will. Was mir zu diesem Vorhaben an Klugheit und Geschicklichkeit fehlt, das hoffe ich durch folgsamen Eifer in dem Dienste der Königinn zu lernen.„ Welch eine bescheidene Klugheit! riefen die fünf Kalender mit einem Mahl aus. Geh weiter, kluger Fremdling, geh weiter.

Bey dem dritten Thore empfingen mich vier Santone, von denen der Aelteste mich fragte, was für eine Belohnung ich von der Königinn für meine Dienste verlangte

und wie lange ich in ihren Diensten bleiben wollte? „Ich verlange keine andere Belohnung, sprach ich, als die Freude ihr zu gehorchen; mein Gehorsam und meine Liebe aber sollen sich nur mit meinem Leben endigen.„ Gut geantwortet, sprachen die vier Santone und traten auf beyde Seiten zurück.

Vergnügt über meine bewiesene Klugheit ging ich weiter und erreichte das vierte Thor, wo mir drey Mollah's entgegen traten, die mich fragten, ob ich von mir selbst oder durch fremden Antrieb zur Königinn käme und ob ich ihr auch gehorchen wollte, wenn sie mir unmögliche Dinge befehlen würde. „Die Wohnung der Königinn, sprach ich, ist unter den Menschen so wenig bekannt, daß ich sie vielleicht nie gefunden hätte, wenn ich nicht durch eine himmlische Erscheinung wäre gerufen worden. Was aber meinen Gehorsam betrifft, so werde ich der Königinn ohne Einschränkung gehorchen: denn ich glaube,

daß sie viel zu gerecht sey, als daß sie mir Dinge befehlen könnte, die meine Kräfte übersteigen.„ Geh weiter, riefen die drey Mollah's zu gleicher Zeit; wir sind mit deiner Antwort zufrieden.

Ich kam zum fünften Thor, das mir von zwey Imanen geöffnet ward. Welches von beyden würdest du vorziehen, fragten sie, wenn dir die freye Wahl gelassen würde; daß du hier im Schlosse bey der Königinn bliebest, oder daß sie mit dir in dein Land zöge? „Wenn ich freye Wahl hätte, sprach ich, so würde ich nicht selbst wählen; sondern ich würde die Königinn fragen, welches von beyden sie für das Beste halte.„ Vortreflich! riefen die beyden Imane; vollende deinen Weg.

Mein Herz klopfte vor ängstlicher Freude, als sich das sechste Thor aufthat und dieselbe weißgekleidete Jungfrau, die mir in dem Hain erschienen war, mit dieser Frage zu mir trat: „Was würdest du thun, wenn

Königinn dich ihrer Liebe nicht werth hielt?„ O holdselige Jungfrau, sprach ich, ich würde sie bitten mich derselben werth zu machen. „Nun gut, antwortete sie; wenn sie aber deine Liebe mit Gegenliebe belohnt, so sey mit deinem Glück zufrieden und begehre nichts mehr.„

Nach dieser Warnung führte sie mich in einen Saal des Pallastes, in welchem die Königinn von ihren Jungfrauen umgeben mich zu erwarten schien. Ich kniete vor ihr nieder und berührte mit meiner Stirn, zum Zeichen meiner gänzlichen Ergebung in ihren Willen, die unterste Stufe ihres goldnen Thrones. „Steh auf, König Sineddin, sprach sie; meine Erkenntlichkeit wird sich nach deiner Folgsamkeit richten.„ Zwey von ihren Jungfrauen führten mich in ein Zimmer, das für mich bereitet war und unterrichteten mich, wie ich mich zu verhalten hätte. Die Königinn schien anfangs gleichgültig und spröde; da sie aber sah, daß ich alle ihre Befehle mit

der

der folgsamsten Genauigkeit erfüllte, ward sie von Tag zu Tage freundlicher und liebreicher. Sie ließ mir durch ihre Blicke immer deutlicher merken, daß sie mit meinem Gehorsam zufrieden sey; ja, es war noch kein völliger Monath vergangen, als sie mir schon ihre Liebe zusagte. „Deine Folgsamkeit, sprach sie, an der ich deine Liebe erkenne, hat dir meine Gegenliebe erworben. Ich weiß, dein Herz zieht deine Heimath, in der ein großes Volk mit Sehnsucht auf dich wartet, meiner einsamen Wohnung vor. Es ist besser, daß ich dir folge, als daß du hier bleibst. Komm, Geliebter, wir wollen uns zur Abreise bereiten.„

Sie reichte mir die Hand und führte mich in einen Marmorsaal, wo ihre Schätze aufbewahret wurden. Ich erstaunte über den unermeßlichen Reichthum. Sechs Tische von gediegnem Golde standen an den Wänden und auf jedem prangte ein großes Gefäß von Jaspis. Das erste war mit Topasen

gefüllt, das zweyte mit Smaragden, das dritte mit Rubinen, das vierte mit Saphieren, das fünfte mit Demanten und vollkommen runden Perlen, so groß wie die Galläpfel. Das sechste war das größte und enthielt eine Menge von allerley Kleinodien, die mit hoher Kunst und Feinheit gearbeitet waren. „Nimm dir, mein Lieber, sprach die Königinn, von diesen Schätzen so viel als du willst und so viel du für jetzt zur Verherrlichung deines Thrones nöthig hast.„ Meine Augen waren geblendet; doch eingedenk der Warnung, die mir die weißgekleidete Jungfrau gegeben hatte, sprach ich: Du thust mir Unrecht, meine Königinn; ich habe alles, was ich begehre, wenn Amberboah mich liebt. Wenn du meinen Thron durch deine Gegenwart verherrlichest, so wird er der glänzendste von allen Thronen der Erde. „Zörne nicht, Geliebter, sprach sie mit einem süßen Lächeln und schlug ihre schönen Arme um meinen Hals. An diesem allen erken-

erkenne ich deine aufrichtige Liebe mit inniger Freude. Nur dieses einzige kleine Geschenk nimm aus meiner Hand, daß du doch etwas aus meinem Hause mit dir zurückbringest.„ Mit diesen Worten nahm sie aus dem Gefäße der Kleinodien einen Ring und legte ihn an meine Hand. Ich betrachtete den Ring einige Augenblicke und sah, daß an Statt eines Demantes mein Bildniß darein gefaßt war. Diese unerwartete Schmeicheley entzückte mich; ich fiel ihr zu Füßen, küßte ihr die Hand und sagte, daß ich dieses schöne Geschenk als ein Zeichen ihrer Liebe und meines Glücks mit heiliger Sorgfalt bewahren wollte.

„Treuloser Heuchler, sprach die Königinn Amberboah zornig und stieß mich von sich. Hinweg! du bist meiner Liebe nicht werth. Dein Herz weiß nicht, was Liebe und Ergebenheit sey. Gehe hin und vergöttere dich selbst: denn du allein bist dein eigener

ner Abgott, dem du opferst und vor dem du kniest.„ So sprach sie und verließ mich. Ich stand da wie vom Blitz gerührt und wußte nicht, ob ich folgen oder bleiben sollte; als ihre funfzig Jungfrauen, wie wüthige Löwinnen hereinstürzten, mich ergriffen und bis an das zweyte Thor der Felsentreppe fortrissen. Dieses und alle übrige Thore waren geöffnet und die Wächter standen allenthalben bereit, meine Abreise nach Möglichkeit zu beschleunigen. Die beyden Imane faßten mich jeder bey einem Arm und schleuderten mich den Mollah's entgegen. Diese jagten mich wie ein dreyfacher Sturmwind zu den Santonen hinab. Die Santone warfen mich den Kalendern in die Hände; und die Kalender brachten mich mit einer solchen Schnelligkeit zu den Derwischen hinunter, daß ich kaum die Erde mit meinen Füßen berührte. Außer Athem und halb todt fiel ich mitten unter den Derwischen nieder, die um mich hertraten

und

LB Coburg

und ein so lautes Gelächter erhoben, daß die ganze Insel davon wiederhallte.

„Ich sah es vorher, sagte der Alte mit dem weißen Haar, als ich mich wieder erhohlte, daß du nicht viel ausrichten würdest. Eigendünkel, mein Sohn, ist die Quelle von einer Menge Thorheiten; denn wo eitle Selbstliebe herrscht, da kann keine wahre Weisheit wohnen. Steh auf und begib dich zu deinen Gefährten, die mit Ungeduld auf dich warten. Sollte dich übrigens diese Reise klüger gemacht haben, so wünsche ich dir Glück; wegen des Vergangenen aber tröste dich mit der großen Anzahl deiner Vorgänger, die mit gleicher Geschwindigkeit aus dem Schlosse der Königinn Amberboah zurück gekommen sind.„

Ich grüßte den Alten, stieg in mein Schiff und segelte wieder heim, zufrieden, daß mir die Königinn nur wenigstens den Ring zum Andenken gelassen hatte, den ich seitdem wie einen warnenden Freund betrach-

tet und Tag und Nacht an meiner Hand getragen habe.

Die Heucheley.

Als Hatem-Tai, mit dem Zunahmen der Freygebige, gestorben war, ward sein Bruder Nuhman König an seiner Statt. Dieser nahm sich vor mit dem Ruhme zu wetteifern, welchen sich der Verstorbene durch Wohlthätigkeit bey seinen Völkern erworben hatte. Da seine Mutter Saherbecka dieses sah, sprach sie zu ihm: „Es ist schön, mein Sohn, daß du dich bemühest deinem Bruder nachzuahmen; nur laß dir dein Thun Ernst seyn. So thöricht die Menschen über sich selbst urtheilen, so scharfsichtig sind sie in ihren Bemerkungen über andere. Wie sie das Licht von der Finsterniß unterscheiden, eben so genau fühlen sie den Unterschied zwischen

schen fremden Tugenden und Fehlern; besonders an ihren Königen und Vorgesetzten. Denn wenn es zuweilen geschieht, daß an diesem oder jenem eine gute Eigenschaft nicht geachtet wird; so geschieht es doch nie, daß einer von der Stimme des Volkes wegen einer Tugend, die er bloß heuchelt, aufrichtig gepriesen werde. Ich kenne dein Herz, mein Sohn; ich weiß, es ist zur Freygebigkeit nicht sehr geneigt. Was du daher thun willst, das thue mit Ernst.„ So sagte Scherbecka; allein Nuhman war viel zu stolz und eingebildet, als daß er seiner Mutter geglaubet hätte. Er ließ ein großes Zelt aufschlagen, worin er nach Hatems Beyspiel allen Bittenden Gehör gab. Dieses Zelt hatte siebzig Eingänge, die Tag und Nacht offen standen. Scherbecka verkleidete sich in eine arme Frau, zog einen dichten Schleier über ihr Gesicht und ging in das Zelt. Ihr Sohn, der sie nicht kannte, gab ihr ein Almosen. Sie dankte und ging fort; nach wenigen

Augenblicken aber kam sie durch eine andre Thür wieder herein und bath von neuem um eine Gabe. „Hab' ich dir nicht eben jetzt erst gegeben? rief sie Nuhman an; wie bist du so unverschämt, Frau, in einem Augenblicke zweymahl zu kommen!„ Da nahm Scherbecka ihren Schleier ab und sagte: „Hab ich mich geirrt, mein Sohn, als ich dir sagte, daß deine Freygebigkeit Heucheley sey, und daß du den Ruhm deines Bruders nie erlangen werdest? Ich verkleidete mich einst auch so, um deines Bruders Freygebigkeit zu prüfen, ob sie Stolz und Verstellung, oder natürliche Neigung seines Herzens sey. Ich kam während einer Stunde durch alle siebzig Thore seines Zeltes, und siebzigmal empfing ich in derselben Kleidung eine Wohlthat aus seiner Hand. Von eurer zarten Kindheit an hab' ich gesehen, daß eure Gesinnung verschieden sey. Dein Bruder Hatem wollte nicht saugen, wenn nicht ein anderes Kind an seiner Seite lag und aus der

müt-

mütterlichen Brust mit ihm trank; du aber bedecktest sie mit beyden Händen, um sie jedem andern zu verbergen, und weintest heisse Thränen, wenn ich sie dir entzog. Wie kannst du nun hoffen, daß deine Feinde und Fremde gelinder, als deine Mutter, über dich richten werden?„

Mostanser.

Der Kalif Mostanser sah aus den Fenstern seines Pallastes eine Menge alter Kleider, die man auf den Dächern der benachbarten Häuser ausgebreitet hatte und fragte, was dieser widrige Aufputz bedeute. „Beherrscher der Glaubigen, antwortete ihm ein junger Höfling, das sind die Feyerkleider der Bettler dieses Viertels; sie haben sie tüchtig gewaschen und lassen sie an der Sonne trocknen, um sich am kommenden Beiramsfeste damit

damit zu schmücken. Sie verdienten wohl, daß man diesen Trödel, den sie ohne alle Scheu vor deinen königlichen Augen aufgehängt haben, mit Oehle bespritzte.„ Laßt mich machen, sagte der Kalif, ich will ihnen einen weit lustigern Streich spielen. Er ließ sogleich einige hundert goldne Kugeln gießen, nahm eine Armbrust und beschoß damit die Dächer, wo die alten Kleider hingen. „Nun bin ich zufrieden; sprach er, als die Kugeln alle verschossen waren. Diese armen Leute werden sich neue Kleider kaufen; und wenn sie auch sagen, der Kalif sey ein muthwilliger Knabe: so werden sie wenigstens nicht klagen, er habe ein boshaftes Herz.„

Mah=

Mahmuds Spiegel.

Der Sultan Mahmud, welcher viel Verstand und Tapferkeit besaß, aber nicht schön von Angesicht war, hörte sich von seinen Hofleuten so oft das Licht der Welt, die Quelle des Trostes, die Lust der Völker, das Ebenbild der Sonne nennen und seine Schönheit preisen, daß er zuletzt wirklich glaubte, er sey schön. Als er nun eines Tages in einer großen Gallerie auf und nieder ging und von ungefähr in einen Spiegel sah, wunderte er sich sehr, als er es anders fand. „Entweder belügen mich meine Hofleute, sprach er, oder dieser Spiegel ist falsch. So viel hundert Augen, die mich schön finden, können sich aber beschwerlich so arg betrügen. Es kann nicht anders seyn; der Fehler liegt an dem Spiegel.„ Er ging zum zweyten; der zeigte ihm eben dasselbe Gesicht. Zum dritten; wieder dasselbe. „So könnte es

denn doch wohl seyn, fing er endlich an, daß diese Gläser Recht hätten. Man kann ihnen trauen, daß sie die Wahrheit sagen: denn sie werden nicht wie meine Hofleute für ihre Lügen bezahlt." Er stand noch in diesen Gedanken, als sein Großvezir Kasajas, der ihm selten zu schmeicheln pflegte, herein trat. "Vezir, sprach er, wie kommt es, daß so viele Leute sagen, sie würden durch meinen Anblick erfreut? Denn wenn diese Spiegel mich nicht belügen, so bin ich eben nicht schön."

"Herr, antwortete der Vezir, die Völker wären glücklich, wenn ihre Könige keine Schmeichler fänden. Sie begleiten auch dich, wie der Schatten das Licht. Sie haben dich belogen, um dir zu gefallen; und ich will dir die Wahrheit sagen, um dir nützlich zu werden. Es ist für einen König gleichgültig, er mag schön oder häßlich seyn: denn nur wenige von seinen Unterthanen können seines Anblicks theilhaftig werden; und

diese

diese Wenigen gewöhnen sich leicht daran. Hingegen seiner Gerechtigkeit und Weisheit erfreuen sie sich alle: darum sind auch diese beyden die größten Schönheiten, die ein Volk seinem Könige wünschen kann.„

Die Schatzung.

Der Tartarkönig Tamerlan fand viel Gefallen an den lustigen Schwänken des Ahmedi, der die Kunst verstand, sehr viel Kluges auf eine lächerliche Weise zu sagen. Als nun der Sultan eines Tages mit einem grossen Theile seiner Hofleute im Bade war, sprach er zu ihm: „Bilde dir ein, Ahmedi, du wärest auf einem Markte und wolltest Sklaven kaufen. Wir alle stehen auf dem Verkauf; laß also sehen, wie hoch du uns schätzest.„ Ahmedi hatte die Eigenschaft, sich in dergleichen Aufträgen sehr klug zu benehmen. Die Stolzen und die Narren schlug

er sehr hoch an; die Klugen aber, die Spaß verstanden, setzte er herab und neckte sie mit dem lustigsten Muthwillen. Kurz, er wußte es so zu machen, daß die Hofleute alle sehr wohl mit ihm zufrieden waren, oder sich wenigstens so stellten. „Aber wie hoch schätzest du mich? fragte Tamerlan; rede aufrichtig.„ Den Sultan? antwortete Ahmedi; nun der mag wohl zwölf gute Piaster werth seyn. „Einfalt! erwiederte der König; dieß schlechte Badtuch, das ich an mir habe, kostet zehn.„ Das weiß ich wohl, sprach Ahmedi; auch hab ich es in meinem Anschlage mit begriffen, weil man die Sultane eigentlich zu gar nichts brauchen kann, weder als Gärtner noch als Künstler. Tamerlan lachte anstatt sich zu erzörnen, und gab dem Ahmedi bey Gelegenheit ein reiches Geschenk: denn dieser König hatte die seltene Tugend, sich durch keine Wahrheit, die man ihm sagte, beleidigen zu lassen.

Soliman.

Als der Türkische Kaiser Soliman nach der Eroberung von Belgrad in seine Hauptstadt zurück kam, gab er seinem siegreichen Heere einen freyen Tag zur Fröhlichkeit. Die Soldaten begingen allerley Ausschweifungen; unter andern aber beraubten sie des Nachts das Haus einer Wittwe. Als dieselbe des Morgens den Diebstahl sah, lief sie dem Kaiser, der eben durch die Stadt ritt, entgegen und rief ihn an: „Herr, deine räuberischen Soldaten haben mir diese Nacht mein Haus geplündert. Ich bin eine Wittwe und Mutter von vier Kindern; ich bitte dich, schaffe mir Recht.„

Der Kaiser, den diese Anrede ein wenig beleidigte, fragte, ob sie die Soldaten, die es gethan hätten, kenne; da sich aber die

Wittwe damit entschuldigte, daß sie den Diebstahl erst bey Anbruch des Tages bemerkt habe, so sagte der Kaiser: Wenn dieß ist, so leidest du die Strafe deiner Schuld; Du hättest nicht so nachläßig seyn und nicht so fest schlafen sollen. „Ich schlief ruhig und ohne Sorgen, gab die Wittwe unerschrocken zur Antwort, weil ich glaubte, daß die Gerechtigkeit des tapfern Soliman die Thür meines Hauses bewache. Denn daß sein Kriegsheer, mit welchem er die Gränzen des Landes vertheidiget hat, seine eignen hülflosen Unterthanen bestehlen könnte: daran dachte ich nicht.„

Der Sultan fand diese Antwort sehr klug und ließ der Wittwe ihren Verlust zwiefach ersetzen.

Die Mondköniginn.

Katifeh, die Königinn von Gor, hatte alle Tugenden und alle Fehler ihres Geschlechts; oder besser zu sagen, sie war so veränderlich, als man seyn kann. Indessen wollte sie gut seyn und sagte daher eines Tages zum weisen Zulbar: Weiser Mann, ich bin eifrig bemüht mich selbst kennen zu lernen und bitte dich, mir in dieser Bemühung beyzustehn. Erforsche meine Gemüthsart und schildre sie mir in einem Gemählde, worin ich mich auf dem ersten Blick erkennen möge. „Deine Gemüthsart! antwortete Zulbar. Welche denn, erhabne Königinn? Ueberredet dich deine Bescheidenheit zu glauben, daß du deren nur Eine habest? Die Blumen des Frühlings sind nicht so zahlreich und mannigfaltig, als die Tugenden, womit sich deine Seele alle Augenblicke schmückt. Wenn ich sehe, wie schnell diese Tugenden hervorkeimen, blühen, verschwinden und wieder erscheinen; wenn

ich sehe, wie sie sich mischen, entzweyen und wieder vertragen: so kann ich sie, wie jeder andre, bewundern; aber wer könnte sie je beschreiben oder nur zählen? Ich habe irgendwo gelesen, fuhr der weise Mann fort, die Mondköniginn habe einst befohlen, man solle ihr ein Kleid machen, welches genau anschließe und dessen Farbe mit dem Glanze ihres Angesichts übereinkomme; die Näherinn aber habe ihr geantwortet: O Königinn der Sterne, du erfreuest uns in allen Gestalten und zu allen Zeiten; allein da du bald groß, bald klein, bald weiß, bald bleich, bald roth bist: so sage mir, was für ein Maß soll ich zu deiner immer wechselnden Gestalt nehmen; und welche Farbe wird sich zu dem Glanze deines Angesichtes, das jede Nacht sich verändert, wohl schicken?„

Der kluge Vezir.

Der Vezir Kasajas ritt mit dem Sultan Mahmud eines Tages auf die Jagd und erzählte unterweges, daß er die Sprache der Vögel verstehe. Mahmud wunderte sich dessen und sagte: Wäre es möglich, Vezir, daß du diese Wissenschaft hättest? „Nicht anders, Herr, antwortete Kasajas; ich habe sie von einem klugen Derwisch gelernt und verstehe alles, was die Nachtigallen, die Sperlinge, die Aelstern und die übrigen Vögel mit einander zwitschern.„ Der König schien es nicht zu glauben; als er aber gegen Abend von der Jagd zurückkehrte und zwey Käutze auf einem Baume bey einander sitzen sah, so sagte er: Vezir, was mögen wohl diese Käutze mit einander sprechen? Gehe hin, höre zu und sag es mir wieder. Der Vezir näherte sich dem Baume, stellte sich als ob er den Käutzen aufmerksam zuhörte und

und als er wieder zurückkam, sagte er: „Herr, ich habe zwar einen Theil ihrer Unterredung gehört; allein ich darf das Gehörte nicht weiter sagen.„ Warum nicht, Vezir? rief der Sultan. „Die beyden Vögel, antwortete Kasajas, sprachen von meinem Herrn, dem Könige.„ Von mir? erwiederte Mahmud. Was wäre denn das? Ich befehle dir, Vezir, daß du mir von Wort zu Wort wiederhohlest, was du gehöret hast. „Nun, so muß ich denn gehorchen, antwortete Kasajas. Der eine von diesen Käutzen hat einen Sohn und der andere eine Tochter, zwischen denen sie eine Heurath stiften wollen. Bruder, sagte der Vater des Sohns zum Vater der Tochter, ich bin mit dieser Heurath zufrieden, wenn du deiner Tochter funfzig wüste Dörfer zur Aussteuer geben kannst. O Bruder, antwortete der Vater der Tochter, anstatt funfzig gebe ich ihr fünf hundert. Gott schenke nur dem Sultan Mahmud langes Leben! So lange dieser König

von Persien ist, werden wir an wüsten Dörfern keinen Mangel leiden.„ Der Sultan Mahmud, der eben mit dem Gedanken umging, einer Kleinigkeit wegen mit seinen Nachbarn einen neuen Krieg anzufangen, merkte sich die sinnreiche Lüge seines Vezirs und legte die Streitigkeit in Güte bey.

Alaeddin.

Isseddin, ein reicher Kaufmann zu Kairo, verlohr durch Unglück in weniger als zwey Jahren sein ganzes Vermögen; er selbst starb wenige Wochen nach seinem letzten Verluste vor Gram und hinterließ seine zahlreiche Familie in der äußersten Dürftigkeit. Sein ältester Sohn, der Alaeddin hieß und noch nicht achtzehn Jahr alt war, trauerte mehr über das Elend seiner Mutter und Geschwister als über sein eigenes. „Ich kann dir

hier

hier nichts helfen, liebe Mutter, sprach er, wenn ich nicht als Taglöhner arbeiten und meinen dürftigen Unterhalt durch Sklavendienste erwerben will. Ich will in die Fremde, wo vielleicht ein besseres Schicksal auf mich wartet. Geht es mir wohl, so sey gewiß, daß Alaeddin an seine Mutter und Geschwister denket.„ Er nahm von den Seinigen Abschied, schlug sich zu einer Karavane, die nach Sues zog und kam nach zweyen Tagen in dieser Seestadt an. Die Reisenden zerstreuten sich und gingen ihren Geschäften nach; er aber, der keines hatte, schlich traurig an dem Ufer des Meeres auf und nieder. Eine große Menge Kaufleute von Medina, von Mekka, aus Indien und Sina schifften ihre Waaren hier ein. Der ganze Hafen war mit segelfertigen Schiffen gefüllt; das Ufer mit Schiffsleuten, Lastträgern und reichen Ballen bedeckt. Alles war in Bewegung und Arbeit; nur Alaeddin ging müßig, unbekannt und hungrig herum,

um, ohne zu wissen an wen er sich wenden sollte.

„Vor wenigen Jahren landeten hier die Schiffe meines Vaters mit reichen indischen Gütern,„ dachte er und sah wehmüthig vor sich hin als ein fremder Kaufmann zu ihm trat. Er trug ein langes weißes Kleid, das nebst dem weißen Barte, der bis an den Gürtel reichte, seiner übrigen guten Gestalt ein ehrwürdiges Ansehen gab. „Mein Sohn, sprach der Fremde, darf ich nach deinem Nahmen und nach deinen Geschäften fragen?„ Herr, antwortete der Jüngling, ich heiße Alaeddin. Ich habe hier kein Geschäft; Unglück und Dürftigkeit hat mich in diese Stadt geführt. Ich kann hier auch nichts weiter erwarten, als daß Gott das Herz irgend eines wohlthätigen Mannes rühre, mich in seinen Schutz zu nehmen und in ein fremdes Land zu bringen, wo eine von den tausend Pforten der Vorsehung, die sich den Redlichen öffnen,

auch

auch mich Verlassenen aufnehmen möge. „Ich reise nach Dschidda, sprach der Fremde; und da ich wegen meines Alters einen Bedienten suche, der mich bis dorthin begleite, so steht es bey dir, ob du diese Stelle annehmen willst. Ich gebe dir jeden Tag einen Piaster und dein ganzer Lohn soll dir bey unsrer Landung sogleich ausgezahlt werden.„ Alaeddin küßte ihm die Hände und nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Des Fremden Güter waren schon eingeschifft. Sie begaben sich beyde an den Bord. Die Anker wurden gelichtet; das Schiff segelte in die hohe See und nach einer Ueberfahrt von vier und zwanzig Tagen kamen sie in dem bestimmten Hafen an.

Alaeddin hatte sich während der Reise sehr wohl verhalten. Sein Herr zahlte ihm der Bedingung gemäß, so bald sie ans Land traten, vier und zwanzig Piaster. „Mein Sohn, sagte er, da ist, was ich dir für deine Dienste schuldig bin. Allein ich darf

es

es dabey nicht bewenden lassen; hier hast du noch zehn Piaster. Die bewiesene Genauigkeit in deinen Pflichten und dein Eifer allen meinen Wünschen zuvor zu kommen, fordern nicht weniger von meiner Erkenntlichkeit.„ Er schenkte ihm auch ein neues Kleid; und als Alaeddin um weitere Befehle bath, so reichte er ihm großmüthig die Hand und sprach: „Gehe hin in Friede, mein Sohn.„ Herr, sagte Alaeddin, laßt euer Gebet mich begleiten. Die Augen standen ihm voll Thränen und sein Herz war so beklemmt, daß er nicht mehr sagen konnte. Er wandte sich nach der Stadt, ohne zu wissen was er nun anfangen sollte.

Er ging in den Gassen hin und her, bis ihn die einbrechende Nacht in ein Gasthaus nöthigte. Es war in dieser Stadt, die in einer wüsten Gegend liegt, alles sehr theuer. Er mußte für ein geringes Mahl und für eine schlechte Lagerstätte zwey Piaster bezahlen. Sein Geld nahm unvermerkt

ab und nach fünf kurzen Tagen sah er mit Betrübniß, daß kaum noch der dritte Theil davon übrig war. Er ging täglich zwey bis dreymahl an den Hafen, ohne einen Menschen zu finden, der seine Dienste begehrte. Er trat jedem Fremden, dessen Ansehen etwas versprach, vor die Augen; keiner aber fragte ihn, ob er etwas bedürfe.

So hatte er auch am sechsten Tage zwey vergebliche Wege gethan und kehrte eben in stiller Traurigkeit wieder zurück, als er nicht weit von der Stadt einen Beutel an der Erde fand. Er bückte sich, hob ihn auf und da er sah, daß derselbe voll Zechinen sey, so verbarg er ihn in seinem Busen. Die Gegend war einsam; und niemand hatte ihn bemerkt. „Nun ist mir auf einmahl aus meiner Noth geholfen!„ sprach er und eilte seinen Reichthum näher zu betrachten, als er einem Herolde begegnete, der diese Worte ausrief: Ihr redlichen und gottesfürchtigen Leute! Wer von euch einen Beutel mit

tausend

tausend Zechinen gefunden hat und denselben an den Eigenthümer zurückgeben will, der soll hundert Zechinen zur Belohnung empfangen. „Hundert Zechinen, dachte Alaeddin, die ich rechtmäßig besitze, sind besser als tausend gestohlne. Unrecht gedeiht nie und sein Lohn ist Reue. Was würde ich gewinnen, wenn ich mein Glück auf das Verderben eines andern baute? Wer kann den Fluch eines Armen ertragen? Nein, ich will keinen Fluch über mich bringen.„ Er ging auf den Herold zu und fragte, wer der Mann sey, der diesen Beutel verlohren habe? Warum fragst du das? antwortete der Herold. „Der Beutel ist gefunden, fuhr Alaeddin fort. Wenn der andere sein Recht dazu erweisen kann, so ist man bereit das Gefundene zurück zu geben.„ In Wahrheit, sagten die Umstehenden, als Alaeddin mit dem Herolde fortging, das ist ein Mensch, wie es wenige gibt; dergleichen Redlichkeit ist jetzt eine seltne Erscheinung.

Der Herold führte ihn in ein großes Haus. Sie traten in einen kleinen Vorsaal, wo ein langer hagerer Mann zwischen einer Menge Rechnungsbüchern saß, in denen er blätterte. „Herr, sagte der Herold, hier ist derjenige, welcher den Beutel gefunden hat.„ Der Alte drehte sich bey diesen Worten langsam um, sah den Alaeddin mit grossen Augen an und fragte, ob er der sey, welcher den Beutel gefunden habe. Ja, Herr, ich bins, sagte Alaeddin. „Du verlangst vielleicht, fuhr der Alte fort, daß ich dir das Siegel des Beutels angeben soll?„ Nein, Herr, antwortete Alaeddin lebhaft, das verlange ich nicht. Ein so ehrwürdiger Mann, wie du bist, kann nicht betrügen. Hier ist der Beutel. „Gott wird dein Vergelter seyn, mein Sohn,„ sprach der Alte, legte den Beutel neben sich und blätterte in seinen Büchern fort. Alaeddin blieb schweigend stehen, bis der Alte von ungefähr wieder aufsah und fragte, auf was er noch

war-

warte. „Herr, sagte Alaeddin, der Herold hat demjenigen, welcher dir den Beutel wiederbringen würde, hundert Zechinen versprochen; ich hoffe, daß du dein Versprechen erfüllen werdest.„ Das ist billig, mein Sohn, antwortete der Alte. Der Beutel mit den tausend Zechinen gehört einer verarmten Familie, die ihre väterlichen Güter verkauft hat. Wolltest du nicht mit der Hälfte des Versprochenen zufrieden seyn? „Auch das, sagte Alaeddin; ich nehme sie an.„ Anstatt sie auszuzahlen, las der Alte in seinen Büchern weiter. „Ich sehe, fing er nach einiger Zeit wieder an, daß die Eigenthümer dieses Geldes Unmündige sind, und daß sie nach Abzug der väterlichen Schulden kaum die Hälfte davon erhalten werden. Wolltest du nicht mit zehn Zechinen zufrieden seyn, mein Sohn?„ Nun gut, sagte Alaeddin; ich bin zufrieden. Der Alte that wie vorher und las in seinen Büchern weiter. „Ich rechne eben aus, fing

 er

er hernach wieder an, daß, wenn von den fünf Unmündigen jedes hundert Zechinen bekommen soll, welches für ein verlassenes Kind sehr wenig ist, für dich nicht mehr, als eine einzige Zechine übrig bleibt. Wolltest du damit zufrieden seyn, mein Sohn?„ Nun gut, sagte Alaeddin; ich bins zufrieden. Der Alte strich sich den Bart, sah an die Decke des Saals, und sagte: „Daß ich so vergeßlich bin! da besinne ich mich erst, daß auch der Herold eine Zechine bekommt. Wolltest du ihm die deinige nicht abtreten, mein Sohn, und dich bloß mit dem Bewußtseyn deiner guten That begnügen?„ Nun, es sey so, sagte Alaeddin; wie müßte ich thun, wenn ich den verlohrnen Beutel nicht gefunden hätte? „Gehe hin in Friede, sagte der Alte, der aufstand und seine rechte Hand auf Alaeddins Haupt legte; behalte diese edle Gesinnung, so wird es dir allenthalben wohlgehn.„

Alaeddin ging so vergnügt fort, als ob er tausend Zechinen gewonnen hätte. Er kam in das Gasthaus zurück und aß für einen von den fünf letzten Piastern, ein wenig geringe Speise, ohne daran zu denken, wie viel Geld er auf einmahl verschenkt hatte. „Ich bin gesund und in einem fremden Lande, sprach er; warum sollte ich mich weigern um Tagelohn zu arbeiten, wenn mir nichts besseres übrig bleibt?„ Allein es war ihm schon ein besseres Schicksal bereitet. Der Fremde, der ihn von Sues mitgenommen hatte und der sich Kraen Olnas nannte, war ein reicher Indischer Kaufmann. Er hatte den Jüngling sogleich lieb gewonnen; wollte ihn aber vorher prüfen, ob er seiner Wohlthaten werth sey. Er hatte in dieser Stadt ein reiches Magazin, über welches Halil, der getreueste seiner Diener, den aber jedermann für den Eigenthümer hielt, zum Verwalter gesetzt war. Kraen Olnas ließ den Alaed-

din genau beobachten und da er hörte, daß er täglich in den Hafen käme, so mußte ihm einer von seinen Sklaven den Beutel in den Weg legen. Sein getreuer Halil war der lange, hagere Mann, der Alaeddins Geduld und Großmuth so empfindlich prüfte. Kraen Olnas war selbst unsichtbar zugegen, und beschloß sich des guten Jünglings von nun an ernstlich anzunehmen.

Alaeddin saß noch in seine vorigen Gedanken vertieft, als der getreue Halil zu ihm trat. „Mein Sohn, sprach er, ich habe dich lieb gewonnen. Darf ich fragen, wer du seyst und was du hier suchest?„ Ich bin ein Aegypter, antwortete Alaeddin, und suche in einer Handlung oder sonst wo Dienste zu finden. „Bist du in den Handlungsgeschäften erfahren?„ fragte Halil weiter. So, wie es ein Jüngling, der von Kindheit auf dabey war, seyn kann, antwortete Alaeddin; was ich noch nicht weiß, das getraue

ich

ich mir durch Eifer bald zu lernen. „Willst du in meine Dienste treten, fuhr Halil fort, so komm mit mir. Ich will dir keinen Lohn bedingen; du sollst mein Freund seyn. Ich will dich in meinen Geschäften unterrichten und für dein Glück sorgen.„ Alaeddin sah diesen Mann wie einen Engel an, den die Vorsehung gesandt habe ihm aus seiner Noth zu helfen und folgte demselben ungesäumt in sein Haus. Halil behandelte seinen Freund, wie ein Vater seinen Sohn. Den Tag über arbeiteten sie zusammen in dem Waarengewölbe, und des Abends erzählte Halil von seinen Reisen. Die Leichtigkeit, mit welcher Alaeddin, der zu diesen Geschäften gebohren schien, alles begriff, am meisten aber seine Ergebenheit und Liebe erfreuten den Alten so sehr, daß er ihn täglich lieber gewann.

So waren ungefähr zwey Jahre vergangen, als Halil eines Tages sagte: „Lie-

 ber

ber Alaeddin, ich muß dich verlassen. Ein Geschäft, das ich aus Liebe zu dir schon einige Zeit aufgeschoben habe, nöthiget mich eine Reise nach Indien zu thun. Ich weiß nicht, was mir auf dieser weiten Fahrt begegnen kann und ob ich dich wiedersehen werde: der Mensch ist schwach und allerley Zufällen unterworfen. Ich habe sonst keinen Freund, als dich; ich will deine bisherige Treue belohnen und dich zu meinem Erben einsetzen. Ich werde mit mehr Beruhigung reisen, wenn ich wegen deiner künftigen Versorgung gewiß bin.„ Alaeddin fiel ihm zu Füßen und bath ihn mit Thränen, sein Vorhaben aufzugeben. „Laß mich diese Reise thun, sprach er; ich bin jung, ich kann die Gefahren der See leichter ertragen; ich will deine Befehle so gut ausrichten, als ob du selbst dort wärest.„ Allein Halil blieb bey seinem Entschluß. Sie gingen beyde zum Kady, wo Halil ein Testament niederlegte, in welchem er den Alaeddin zum

Erben

Erben aller seiner Magazine einsetzte, wenn er auf dieser Reise sterben sollte. Den andern Tag ging er zu Schiffe. Alaeddin begleitete ihn bis an den Bord. Sie umarmten sich zum letztenmahle. „Noch etwas habe ich vergessen, sagte Halil heimlich. In den vier Winkeln unsers großen Gewölbes wirst du vier Urnen vergraben finden. Jede enthält vier hundert tausend Zechinen. Dieser Schatz gehört einem Indischen Kaufmann mit Nahmen Kraen Olnas, der ihn vor einigen Jahren bey mir niederlegte. Sollte dieser Mann während meiner Abwesenheit sein Geld wiederfordern, so gib es ihm ohne die geringste Bedenklichkeit zurück und begegne ihm, wie meinem besten Freunde.„ Das Schiff fuhr ab; Alaeddin rief seinem Wohlthäter ein Lebewohl nach dem andern zu und sah ihm so lange nach, bis das Schiff aus seinen Augen verschwand.

Er erwartete viele Monathe vergeblich auf Nachricht von seinem Herrn. Er fragte

bey

bey allen Schiffsleuten, die aus Indien kamen; keiner aber hatte ihn weder gesehen noch von ihm gehört. Endlich kam das Schiff, mit welchem Halil gegangen war, wieder zurück und brachte die Bothschaft, daß er kurz nach seiner Ueberfahrt zu Surate gestorben sey. Alaeddin glaubte es nicht eher, als bis ihm die Güter, die sein Herr mitgenommen hatte, von dem Schiffshauptmann wieder eingehändiget wurden. Er trauerte über seinen Tod, wie über den Verlust eines Vaters. Das Gewölbe, wo die Urnen stehen sollten, ließ er jeden Tag sorgfältig verschließen, sah aber niemahls nach, ob diese Urnen wirklich da wären. Ueberhaupt that er, als ob er noch immer der Verwalter von den Gütern seines Freundes sey: Denn er sorgte so eifrig für ihre Erhaltung und Vermehrung, als ob er heute oder morgen Rechnung ablegen müßte. Halil war auch nicht gestorben. Seine Reise war mit Fraen Olnas verabredet, um den Alaeddin

zu prüfen, ob er im Glück eben so redlich und dankbar seyn werde, als er in seiner Armuth gewesen war.

Alaeddin sandte zwar einen Beutel mit fünf hundert Zechinen für seine Mutter und Geschwister nach Kairo; allein das Geld kam mit der Nachricht wieder, daß sich die Familie des Isseddin schon seit einem Jahre aus dieser Stadt wegbegeben habe, ohne daß man sagen könne, wohin. Er glaubte, die Armuth habe sie gezwungen die Stadt zu verlassen und nahm sich vor, selbst in sein Vaterland zu reisen um die Seinigen aufzusuchen, als eines Tages, da er in seinem Gewölbe stand, ein ehrwürdiger Greis zu ihm hineintrat. Er schien ein Fremder zu seyn, trug ein langes weißes Kleid und einen langen silbergrauen Bart. Er sah sich neugierig in dem Gewölbe um und ging wieder weg. Er entfernte sich einige Schritte, kam aber bald wieder, und that wie das erstemahl.

„Ehr-

„Ehrwürdiger Greis, redete ihn Alaeddin an, als er zum drittenmahl wieder kam; du betrachtest mein Gewölbe so aufmerksam, als ob du etwas darin suchtest.„ Der Fremde gab ihm keine gerade Antwort, sondern sagte bloß, daß er diesen Abend bey ihm zu speisen gedenke, wenn er ihn als einen Gastfreund aufnehmen wolle. „Du bist willkommen, erwiederte Alaeddin. Mein Haus steht jedem Fremden offen, wie vielmehr solchen, deren Besuch mir zur Ehre gereicht.„ Der Fremde grüßte ihn freundlich und ging fort. „Ist mir doch, sprach Alaeddin bey sich selbst, als ob ich diesen Mann kennen sollte. Täusche ich mich oder habe ich Recht? Gang, Gestalt, und Betragen, alles ist dasselbe. Es ist der Indier, mit dem ich hierher kam. Wie war es doch möglich, daß ich ihn verkennen konnte?„ Er wollte ihm nacheilen; allein der Fremde war ihm schon aus den Augen.

Die

Die Zeit ward ihm so lang, daß er schon vor Untergang der Sonne sein Gewölbe schloß, um selbst die nöthigen Anstalten wegen der Bewirthung des Fremden zu machen. Als der Fremde kam, lief er ihm entgegen, küßte ihm ehrerbietig die Hand, nannte ihn seinen Wohlthäter, den Stifter seines Glücks und benetzte seine Hand mit Thränen. Der Greis ward gerührt; er umarmte den dankbaren Alaeddin, nannte ihn seinen lieben Sohn und fragte, wie er ihn sogleich erkannt habe, da er seit diesen drey Jahren sehr viel älter geworden sey. „Wie hätte ich meinen Wohlthäter vergessen können, rief Alaeddin aus; ihn, der den ersten Grund zu meinem jetzigen Wohlstand gelegt hat?„ Nun fing er an zu erzählen, was ihm seit ihrer Trennung begegnet sey und weinte laut, als er der Güte und des Todes seines verstorbenen Freundes gedachte. „Wenn er nur in meinen Armen verschieden wäre, sprach er, so hätte ich ihm wenig-

nigstens die letzten kindlichen Pflichten erzeigen können; so aber starb er in einem fremden Lande, vielleicht verlassen und ohne eines Freundes Trost." Die Thränen träufelten dem ehrwürdigen Alten über die Wangen, indem Alaeddin so sprach; er drückte ihm die Hand und bath ihn, sich nicht so heftig zu betrüben. „Ich habe ihn sehr wohl gekannt, deinen redlichen Freund, sprach er; er war auch der meinige und unsere Freundschaft ist eigentlich die Gelegenheit, daß ich dich wiedersehe. Ich pflegte jährlich hierher zu kommen um meine Indischen Waaren an Aegyptische Kaufleute umzusetzen. Ich bin hier sehr bekannt und heiße Kraen Olnas." Wie? rief Alaeddin, du bist Kraen Olnas, der beste Freund meines Herrn, wie er dich nannte? Sey mir auch in seinem Nahmen willkommen. Er hat mir dein Geheimniß vertraut; du wirst alles finden, wie er es verlassen hat. Ich habe das Gewölbe immer sorgfältig verschlossen; das

Ver-

Verborgene aber habe ich durch meine Neugierde nie entweihen wollen. „Alaeddin kann sich nicht verläugnen, sprach der ehrwürdige Alte mit niedergeschlagenen Augen, aus welchen heimliche Thränen flossen. Du bist der edle Jüngling geblieben, für den ich dich im ersten Augenblick erkannte.„

„Wolltest du mir wohl eine Bitte gewähren, lieber Sohn? fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, und hielt wieder ein.„ Mein Herr befehle seinem Diener, sprach Alaeddin; was ich vermag, das steht in seiner Hand. „Ich fange an die Last des Alters zu fühlen, sagte der Greis; ich sehne mich nach Ruh und wünschte die wenigen Tage, die mir noch übrig sind, in Friede zu verleben. Ich habe keinen Sohn, der an meine Stelle träte; und wenn ich nicht einen Mann finde, der meine weitläuftige Handlung übernimmt, so kann ich mich dieser Bürde nicht wohl entledigen. Kommt mit mir nach Surate, in mein Vaterland, lie-

der Alaeddin. Wenn Ehre und Reichthum dich belohnen kann, so gebe ich dir meine Hand, du sollst mit dem alten Kraen Olnas zufrieden seyn.„ Was thät ich nicht, sprach Alaeddin, um dir meine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen! die bloße Erfüllung deines Wunsches ist reichliche Belohnung für mich.

Alaeddin schiffte seine besten Waaren ein. Er sandte auch reiche Geschenke an den Kady von Kairo und bath ihn, die Wittwe und die Kinder des Isseddin aufsuchen zu lassen und ihnen den Beutel von tausend Zechinen, den er zu den Geschenken legte, einzuhändigen. Kraen Olnas hatte seine vier Urnen unversehrt gefunden, sie gingen beyde zu Schiffe und kamen nach einer kurzen Reise zu Surate an. Alaeddin glaubte in den Pallast eines Königes zu kommen, als ihn der Indier in sein Haus führte. Alles, was er sah, war Reichthum und Ueberfluß. Die Würde des Schahbenders oder des obersten Richters der Kaufmannschaft, die er bekleidete, gab ihm

unter

unter den Kaufleuten seiner Stadt den höchsten Rang. Die allgemeine Hochachtung, womit er bey seiner Ankunft empfangen ward, und die ausgebreitete Handlung, die er nach allen Theilen von Indien trieb, überzeugten den Alaeddin, daß derselbe nicht zuviel gesagt hatte, als er ihm Reichthum und Ehre versprach.

Es waren ungefähr zwey Monathe vergangen, als der Indier eines Tages zu ihm sagte: „Komm, mein Sohn, ich will dir nun auch meinen größten Reichthum zeigen, der mir lieber ist, als alles übrige, was du bisher bey mir gesehen hast.„ Er führte ihn in einen schöngeschmückten Saal, ließ ihn hier allein und ging in ein anstoßendes Gemach. Nach einiger Zeit that sich die Thür wieder auf und Kraen Olnas kam mit einer Jungfrau zurück. „Das ist meine einzige Tochter Hossun, sprach er; sie verlangte den edlen Freund ihres Vaters kennen zu lernen und ich habe ihr diesen Wunsch nicht abschlagen wollen.„ Die schöne Hossun hieß ihn

willkommen, sie nannte ihn den edelsten Mann, von dem sie gehöret habe, und bath ihn, ihre Neugierde nicht übel zu deuten. Alaeddin wollte ihr antworten; allein seine Zunge war so gebunden, daß er nur wenig sagen konnte. Sie setzten sich auf ein Sofa und die schöne Hossun bewirthete sie mit Früchten. Sie trug einen blauen Kaftan, mit einem silbernen Gürtel sittsam gebunden; ihre Haare flossen in langen Ringeln hinab und wallten, wenn sie sich bewegte, wie leichte Wölkchen, um sie her. Nach Endigung des Mahles brachte ihr eine Sklavinn die Harfe. Sie spielte und sang das Lob zweyer Freunde, die sich nach der ersten Bekanntschaft nicht wieder trennen wollten. Darnach stand sie auf, neigte sich und ging in das Harem zurück.

„Diese Tochter, lieber Alaeddin, fing Kraen Olnas an, ist die einzige Freude meines Alters. Was bliebe mir zu wünschen übrig, wenn ich einen so edlen jun-

jungen Mann, wie du bist, für sie finden könnte?„ Alaeddin fiel auf seine Knie, drückte seinen Mund auf des Greises Hand und stammelte gebrochene Worte, daß er so vieler Güte nicht werth sey. Der Greis umarmte ihn mit zärtlicher Liebe. „Nun bin ich zufrieden, sprach er; denn nun hab' ich das Ziel meiner Wünsche erreicht.„

Als sich am folgenden Tage die Kaufleute von Surate in dem Gerichtssaale des Kraen Olnas der Gewohnheit gemäß versammelten, erschien auch Alaeddin unter ihnen. Er hatte seine schönsten Kleider angethan, trat bescheiden hervor und küßte jedem Anwesenden die Hand. Kraen Olnas fragte, in welcher Angelegenheit er in ihre Versammlung komme; worauf Alaeddin der Abrede gemäß antwortete: „Ehrwürdiger Schahbender, ich komme die Mitglieder dieser edlen Versammlung demüthig zu bitten, meine gütigen Vorsprecher zu werden, da ich so kühn bin um die Tochter meines Herrn, des

ehrwürdigen Schahbenders öffentlich anzuhalten. Mein Herr wolle die vielen Wohlthaten, womit er mich bisher beschenkt hat, durch dieses höchste Zeichen seiner Gewogenheit besiegeln, und seinen dankbaren Freund Alaeddin zu seinem glücklichen Eidam aufnehmen.„

Da Kraen Olnas schwieg und zu überlegen schien, fing die ganze Versammlung einstimmig an für Alaeddin zu sprechen. „Warum, sagten sie, trägt der ehrwürdige Schahbender Bedenken, Alaeddins Bitte zu gewähren? Wir bitten dich an seiner Statt, seinen Tugenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und ihn zu deinem Eidam aufzunehmen.„ Kraen Olnas hatte bloß auf diese Vorsprache gewartet und antwortete sogleich: „Ich freue mich, daß meine Wahl bey dieser edlen Versammlung Beyfall findet: denn ich muß sagen, daß ich den tugendhaften Alaeddin, um seiner Bescheidenheit, Sanftmuth und edlen Gesinnung willen,

len, schon lange wie meinen Sohn geliebt habe. Die Vorsprache so vieler Freunde ist mir ein Zeichen, daß ich mich in meinem Urtheile nicht geirrt habe. Ich nehme ihn daher mit Freude zu meinem Eidam an und sage dieser edlen Versammlung für ihre gütige Vorsprache den freundlichsten Dank.„ Die Versammlung wünschte dem Vater und dem Sohne Glück. Man rief den Kady und die Vermählung ward durch öffentliche Zeugnisse bestätiget.

Kraen Olnas gab ein großes Mahl. Als das Mahl geendiget war, trat ein alter Mann in den Saal, den fünf Jünglinge, die Hochzeitgeschenke trugen, begleiteten. Alaeddin erkannte in dem Alten seinen Freund Halil und in den Jünglingen seine fünf Brüder. Kraen Olnas hatte einige Zeit nach der Geschichte mit dem Beutel ein Schiff nach Aegypten gesandt und die Familie des Isseddin nach Indien gehohlt, wo er als ein zweyter Vater für sie sorgte. Die Mutter

wohnte in dem Harem seiner Tochter, und die Brüder wurden in den Handlungsgeschäften unterwiesen. Alaeddin sprang dem alten Halil in die Arme und weinte an seinem Busen. Er küßte seine Brüder, und fragte, ob seine Mutter noch lebe. Als er endlich merkte, wem er sein ganzes Glück zu verdanken habe, so sah er den Kraen Olnas einige Augenblicke mit Erstaunen an; dann umfaßte er seine Knie und weinte; doch konnte er kein lautes Wort sagen: denn sein Herz war zu voll. Die ganze Versammlung schien von einer himmlischen Kraft bewegt und jeder fühlte, daß es keine höhere Glückseligkeit gebe, als die Freude des Wohlthuns und der Dankbarkeit.

Die

Die geprüfte Treue.

Der Kalif Mutewekul hatte einen fremden Arzt, mit Nahmen Honain, welchen er wegen seiner großen Wissenschaft sehr ehrte. Einige Hofleute machten ihm diesen Mann verdächtig und sagten, da derselbe ein Ausländer sey, so könne man sich auf seine Treue nicht wohl verlassen. Der Kalif ward unruhig und wollte ihn prüfen, in wie fern dieser Argwohn gegründet wäre. Er ließ ihn zu sich kommen und sagte: „Honain, ich habe unter meinen Emirn einen gefährlichen Feind, gegen den ich seines starken Anhanges wegen keine Gewalt brauchen kann. Daher befehle ich dir, daß du ein feines Gift zubereitest, das an dem Todten keine Spur von sich zurück läßt. Ich will ihn morgen zu Gaste laden, und mich seiner auf diese Weise entledigen.„

„Herr, antwortete Honain mit getroster Zuversicht, meine Wissenschaft erstreckt sich bloß auf Arzeneyen, die das Leben erhalten; andere kann ich nicht zubereiten. Ich habe mich auch nie bemüht es zu lernen, weil ich glaubte, daß der Beherrscher der wahren Glaubigen keine solchen Kenntnisse von mir fordern würde. Habe ich hierin Unrecht gethan, so erlaube mir deinen Hof zu verlassen, um diese mangelnde Wissenschaft in einem andern Lande zu erlernen.„ Mutewekul antwortete, dieß sey eine leere Entschuldigung; wer die heilsamen Mittel kenne, der wisse auch die schädlichen. Er bath, er drohete, er versprach Geschenke. Umsonst; Honain blieb bey seiner Antwort. Endlich stellte sich der Kalif erzörnt, rief die Wache und befahl, diesen widerspenstigen Mann ins Gefängniß zu führen. Das geschah; auch ward ein Kundschafter unter dem Schein eines Gefangenen zu ihm gesetzt, der ihn ausforschen und dem Kalifen von allem, was

Honain sagen würde, Nachricht geben sollte. So empfindlich Honain über eine solche Begegnung war, so ließ er sich doch mit keinem Worte gegen den Mitgefangenen merken, warum der Kalif auf ihn zörne. Seine einzige Rede bestand darin, daß ihm Unrecht geschehe.

Nach einiger Zeit ließ ihn der Kalif wieder vor sich bringen. Auf einem Tische lag ein Haufen Gold, Demanten und köstliche Stoffe; darneben aber stand der Henker mit einer Geissel in der Hand und einem Schwerte unter dem Arme. „Du hast Zeit gehabt, fing Mutewekul an, dich zu bedenken und das Unrecht deiner Widerspenstigkeit einzusehen. Nun wähle; entweder nimm diese Reichthümer und thue meinen Willen; oder bereite dich zu einem schimpflichen Tode.„ Herr, antwortete Honain, die Schande besteht nicht in der Strafe, sondern in dem Verbrechen. Ich kann sterben, ohne die Ehre meiner Wissenschaft und meines Standes

des zu beflecken. Du bist Herr meines Lebens; thue was dir gefällt.

„Geht hinaus, sagte der Kalif zu den Umstehenden; und als er allein war, reichte er dem gewissenhaften Honain die Hand und sprach: „Honain, ich bin mit dir zufrieden; du bist mein Freund und ich der deinige. Man hatte mir deine Treue verdächtig gemacht; ich mußte deine Ehrlichkeit prüfen, um gewiß zu werden, ob ich mich vollkommen auf dich verlassen könnte. Nicht zur Belohnung, sondern als ein Zeichen meiner Freundschaft werde ich dir diese Geschenke senden, die deine Tugend nicht verführen konnten.„

So sprach der Kalif und befahl das Gold, die Edelsteine und die Stoffe in Honains Haus zu tragen.

Die Königinn Zulikah.

Abdallah, der Sohn Hanifs, bekam von seinem Herrn Schah-Jehan, dem Sultan von Indien, Befehl nach der Insel Boriko zu reisen und das Wasser des Lebens zu hohlen, welches, einer alten Sage nach, daselbst quellen sollte. Die Erfüllung dieses Auftrages war nicht leicht, weil niemand wußte, in welcher Weltgegend diese Insel lag; da er sich aber dem Befehle des Sultans nicht entziehen konnte und Muth genug hatte, alles zu wagen, so reisete er mit Anbruch des folgenden Tages von Agra ab. So groß seine Herzhaftigkeit war, so machte ihm sein kühnes Vorhaben doch traurige Gedanken. Er ritt vor der Karawane, mit welcher er zog, einige hundert Schritte voraus und hing seinen stillen Betrachtungen nach, als er einen jungen Menschen bemerkte, der sich ebenfalls von der Gesellschaft entfernt

fernt hielt. Die tiefsinnige Geberde des Jünglings, der ein Mann von Stande und Vermögen schien, erregte seine Neugierde. Er näherte sich demselben bis auf wenige Schritte und hörte ihn ziemlich laut sagen: „Ja, wenn ich sie dießmahl nicht gewinne, so bin ich ohne Rettung verlohren!„ Bey diesen Worten wandte er sich erschrocken um, als ob er sich fürchte, da er ein nahes Geräusch hinter sich hörte. Abdallah grüßte ihn freundlich; redete von allerley Dingen; gewann nach und nach sein Vertrauen und fragte zuletzt nach der Ursache seiner Traurigkeit.

„Ich heiße Almoraddin, sagte der Jüngling, und bin der einzige Sohn eines Kaufmanns, welcher noch vor drey Jahren einer der reichsten zu Kamboja war. Seine große Zärtlichkeit gegen mich hat ihn um den größten Theil seines Vermögens gebracht und wird ihn, wie ich befürchte, noch in die tiefste Armuth stürzen. Ach, ich bin an seinem

Unglück

Unglück Schuld! Ich ziehe ihn mit mir in den Abgrund, in den eine thörichte, verzweifelte Liebe mich fortreißt. Einige von meinen Freunden entschlossen sich, eine Handlungsreise nach Siam zu unternehmen. Sie luden mich dazu ein und stellten mir vor, daß es rühmlicher sey, sich in die Welt zu wagen und Reichthümer zu erwerben, als seine Tage in trägem Müßiggange zu verleben. Ich ließ mich leicht überreden und erhielt auch die Einwilligung meines Vaters, der mir nie eine Bitte versagte. Er rüstete ein schönes Schiff aus, belud es mit köstlichen Waaren, ermahnte mich beym Abschied zur Wachsamkeit und Treue und ließ mich mit meinen Freunden ziehn. Wir fuhren an den Küsten von Indien hinab; gingen Zeilon vorbey; erreichten Sumatra, das wir umsegelten, weil wir uns wegen widrigen Winden nicht in die Meerenge von Malakka wagten. Als ich eines Tages auf dem Verdeck stand, sah ich an der fernen Küste eine große

Stadt

Stadt mit einem schönen Hafen liegen. Ich fragte den Steuermann, wie diese Stadt heiße, und bezeigte ihm mein Verlangen daselbst zu landen. „Es ist die Hauptstadt des Königreiches Baros, gab er mir zur Antwort, dessen junge Königinn Zulikah für die größte Schönheit in ganz Morgenland gehalten wird. Vermöge eines gewissen Gesetzes, dessen Urheberinn sie ist, hat schon eine große Menge unvorsichtiger Freyer ihren Untergang in dieser Stadt gefunden. Wenn daher mein Rath etwas gilt, so sehen wir diesen Hafen für eine gefährliche Klippe an und segeln in der Ferne vorbey.„

Was ist das für ein Gesetz, sprach ich; du machst mich neugierig. „Es darf kein Schiff in diesem Hafen landen, antwortete der Steuermann, dessen Eigenthümer nicht um die Königinn freyen will. Die Königinn vermählt sich mit ihm und legt ihm einen goldnen Ring an den Mittelfinger der linken Hand. Kann er diesen Ring den folgenden

Morgen

Morgen noch aufweisen, so wird die Königinn seine Gemahlinn; hat er ihn aber in der Nacht verlohren, welches allen, die dieses Abenteuer bisher gewagt haben, ohne Ausnahme, begegnet ist: so wird ihm sein Schiff mit den Gütern und Leuten, welche darauf sind, genommen; er selbst aber wird mit Anbruch des Tages schimpflich aus dem Lande gejagt.„

„Und wenn ich sterben müßte, rief ich aus, so muß ich erfahren, was es mit diesem Ringe für eine Bewandtniß hat! Vielleicht bin ich glücklicher, als meine Vorgänger; vielleicht gewinn' ich den Preis!„ Da der Steuermann sah, daß ich von meinem Vorhaben nicht abzubringen sey, so gab er endlich nach und fuhr mit vollen Segeln in den Hafen ein. Als ich ausstieg, ward ich von der Wache empfangen, und in das Schloß zur Königinn geführt. Wie ward mir zu Muthe, als ich sie sah! Ich ward von ihrem ersten Anblick bezaubert und hielt

sie für eine Fehe, welche die Sterblichen mit ihrer hohen Schönheit blenden wollte. Ihre Augen strahlten, wie zwey helle Sterne; auf ihren Lippen schwebte Empfindlichkeit und zärtliche Liebe, und ihre Geberde war voll Hoheit und Sanftmuth. Meine Seele schwebte auf den Flügeln der Hoffnung, wie die Feuerflamme, die sich auf den Flügeln des Windes gen Himmel hebt: denn ich hielt es für etwas leichtes den Ring zu bewahren, wenn ich ihn nur erst empfangen hätte.

Die Königinn nahm mich bey der Hand, hieß mich neben sich setzen und fragte, ob mir das Gesetz ihres Landes bekannt sey. „Schöne Königinn, sprach ich; ich weiß von diesem Gesetz; wenn ich auch nur wüßte, wie es zu erfüllen sey.„ „Das Gesetz, sprach sie, ist für denjenigen leicht, welchem die Erfüllung beschieden ist; für die übrigen ist es zwar strenge, aber nicht hart: denn es läßt einem jeden die Freyheit zu thun, was

er

er will." Sie fragte nach meinem Nahmen und nach meiner Reise. Alles was ich ihr sagte, schien ihr zu gefallen, und mit meiner Liebe, die jeden Augenblick zunahm, stieg auch meine Hoffnung.

Nach der Abendmahlzeit traten die Vezire in einen halben Mond um mich her. Die Königinn stand an der offnen Seite des geschlossenen Kreises und fragte mich, ob ich sie liebe und zur Gemahlinn begehre. Da ich die Frage bejahte, so zog sie einen goldnen Ring von ihrer rechten Hand, legte ihn an den Mittelfinger meiner linken und sagte: „Wenn du dieses Pfand meiner Liebe bis morgen bewahren kannst, so habe ich dir damit meine ewige Treue gelobt." Nach diesen Worten ging sie weg; zwey von ihren Dienern führten mich in ein Schlafzimmer, verschlossen die Thür und ließen mich allein. Ich untersuchte alle Winkel, fand aber nichts, das mir verdächtig schien und wußte nach langem Nachsinnen eben so wenig als vor-

her, was ich thun sollte, um den Ring zu bewahren. Da ich ihn zwar drehen, aber von der Hand nicht wieder abziehen konnte, so hielt ich es für das Sicherste wach zu bleiben. Ich setzte mich auf einen Sofa, schloß meine Hände fest zusammen und wollte so den Morgen erwarten; allein ich schlief ein, ehe ich wußte, wie. Zwey Bewaffnete schüttelten mich gegen Morgen bey den Armen und riefen mir mit rauher Stimme zu: „Gedenk' an das Gesetz.„ Ich öffnete die Augen, besah meine Hand und verwünschte den Schlaf: denn der goldne Ring war weg. Die beyden Bewaffneten führten mich aus dem Pallaste bis vor die Stadt und verbothen mir bey Lebensstrafe ohne Schiff wieder zu kommen.

Als ich nach vieler Beschwerlichkeit und Gefahr in mein Vaterland zurück kam, ging ich zu einem meiner Freunde. Ich gab vor, mein Schiff sey an einer Klippe gescheitert und bath ihn, meinem Vater von diesem

Unglück

Unglück Nachricht zu geben. Mein zärtlicher Vater vergaß, daß er den dritten Theil seines Vermögens verlohren hatte, da er hörte, daß ich noch lebe, und so nahe bey ihm sey. Er kam selbst zu mir, umarmte mich mit großer Freude und sagte: „Wir wollen uns trösten, mein Sohn. Das Meer hat uns in der Erhaltung deines Lebens weit mehr gerettet, als es uns genommen hat. Wir sind noch reich genug, wenn wir zufrieden sind.„ Er führte mich mit sich in sein Haus und begegnete mir so liebreich, als ob ich ihm große Schätze zurückgebracht hätte.

Ich konnte glücklich seyn, wenn ich klug gewesen wäre; allein das Andenken an das Vergangene ließ mir keine Ruh. Die Königinn Zulikah war mein einziger Gedanke und ohne sie war für mich keine Freude zu finden. Da ich nicht hoffen konnte, daß mein Vater in eine zweyte Fahrt willigen werde, so wollte ich ihn auch nicht betrüben

und suchte meinen Gram vor ihm zu verbergen. Allein je näher der Frühling kam, wo meine Freunde von neuem ausreisen wollten, desto mehr nahm meine Traurigkeit zu. Mein Vater, der meine stille Schwermuth bemerkte, fragte, was mich bekümmere. „Ich schäme mich vor meinen Freunden, sprach ich, daß ich den gehabten Verlust nicht wieder ersetzen kann; und dieses ist die Ursache meines geheimen Kummers.„ Mein Sohn, sprach er, wenn du meinem Rathe folgen wolltest, so wärest du mit dem, was wir haben, zufrieden, ohne dich aufs neue in Gefahr zu begeben. Doch wenn du darauf bestehest, dein Glück zum zweytenmahle zu versuchen, so will ich dir nicht hinderlich seyn. Ich fühlte, daß ich diese zärtliche Liebe nicht verdiente, und fing an zu weinen. Dieses Zeichen der Dankbarkeit gewann ihn völlig. Er rüstete ein neues Schiff aus, noch reicher als das erste; er wiederhohlte seine vorige Ermahnung zur Wachsamkeit

samkeit und Treue; und ich ging mit meinen Freunden zum zweytenmahl unter Segel, so freudig, als ob ich den Sieg schon in den Händen hätte.

Als ich mich der Insel der Königinn näherte, verzögerte ich meinen Lauf; ließ die übrigen Schiffe vorausfahren und nahm, als es Nacht ward, einen andern Weg. Meine Schiffsleute riethen mir einmüthig ab; der Steuermann verließ das Ruder; allein sie sprachen zu einem Tauben, der nicht hörte. Ich nahm selbst das Ruder in die Hand, und steuerte, wohin die verblendete Liebe mich führte. Ich war der erste Freyer, der zum zweytenmahl wiederkam. Die Königinn schien meine Treue zu bewundern; ja, ich glaubte Liebe in ihrem Betragen zu finden. Ich hatte mir ein eisernes Band machen lassen, das man ohne große Gewalt nicht öffnen konnte. Ich legte es an meine linke Hand, verschloß es sorgfältig und verbarg den Schlüssel in mei-

nem Busen; alles vergeblich. Ich ward gegen Morgen von der Wache geweckt; der Ring war verlohren und ich mußte arm und dürftig in mein Vaterland zurück kehren.

Seufzer und Thränen unterbrachen hier die Erzählung des jungen Kaufmanns. „Dein seltenes Unglück verdient diese Thränen, fing der kluge Abdallah an; du bist aber doch noch glücklich, da du durch diesen doppelten Verlust gelernt hast, wie man der Gefahr ausweichen und seine Begierden überwinden müsse. Solche Erfahrungen erkauft man nie zu theuer.„ Ach! rief Almoraddin aus, ich bin durch dieses theure Lehrgeld nicht klüger geworden; meine Thorheit übersteigt allen Glauben. Ich reise abermahls hin; das Schiff liegt schon fertig. Mein Vater, der einen zweyten Schiffbruch betrauert, hat mir seine Einwilligung zu einer dritten Reise gegeben, die ihn und mich ohne Zweifel in das tiefste Elend bringen wird. Wir haben alle unsre Güter verkauft

und

und mein Vater hat noch überdieß seine Freyheit verpfändet. Denn wenn er dem reichen Mamuth die zehn tausend Goldstücke, welche er zur Ausrüstung des Schiffs von ihm geborgt hat, in einem Jahre nicht wieder bezahlen kann, so muß er sein Sklave werden.

Das zärtliche Betragen des Vaters und die Verblendung des Sohnes, der ungeachtet seiner eigensinnigen Thorheit diesen nachgiebigen Vater liebte, erregten Abdallahs Mitleiden. „Die Absicht meiner Reise, sprach er, gibt der deinigen an Thorheit nicht viel nach. Ich suche eine Insel, auf welcher ein köstliches Wasser quellen soll, das die Alten wieder jung macht. Da ich nicht weiß, wo diese Insel liegt, so ist mir jeder Weg gleich kurz. Wenn du daher Vertrauen zu mir hast, so will ich dich begleiten. Vielleicht kann ich dir durch meinen Rath nützlich seyn: denn zuweilen findet ein thörichtes Unternehmen, wenn es mit Klugheit

und Vorsicht behandelt wird, zuletzt noch einen glücklichen Ausgang; und zwey sehen immer mehr, als einer.„ Almoraddin gestand, daß ihm ein kluger Freund bisher gefehlt habe und willigte mit Freuden in Abdallahs Vorschlag. Sie gingen zu Kamboja beyde zu Schiffe und segelten auf die Insel der Königinn zu.

Als sie sich derselben näherten, nahmen sie mit einander Abrede, wie sie sich verhalten wollten und liefen voll gutes Muthes in den Hafen ein. Nicht weit von der Stadt warfen sie Anker, stiegen aus und wurden von der Wache, unter dem frölichen Getöne ihrer Pauken und Hörner, ins Schloß zur Königinn geführt. Das Volk lief von allen Seiten herbey und erstaunte über die verwegenen Fremdlinge; viele aber die Almoraddin erkannten, riefen ihm zu, sich dießmahl besser zu halten. Als Abdallah die schöne Zulikah erblickte, fing er an gegen die Thorheit seines jungen Freundes billiger zu

wer-

werden: denn ihm war, als ob die Frühlingssonne vor seinen Augen aufginge; so glänzend und lieblich erschien sie auf ihrem goldnen Thron. „Wer klug ist, dachte er bey sich selbst, der folgt dem Rathe des Steuermanns und segelt in der Ferne vor diesem Hafen vorbey: denn dieser holden Zauberinn kann kein Sterblicher widerstehen.„ Funfzig der schönsten von ihren Jungfrauen umgaben sie, wie das Sternenheer den Mond, wenn er in seiner Fülle steht; zu beyden Seiten aber standen die Emirn und Vezire gewaffnet in ihren Kriegskleidern, als ob sie den Zugang zur Königinn bewachten. Als die Fremdlinge sich nahten und vor ihr neigten, trat sie ihnen freundlich entgegen. „Den Tag über, wenn Almoraddin zu uns kommt, sprach sie, sollte man ihn für ein Wunder der Liebe und Treue halten, wenn er nur des Nachts seine Freunde in ihrer guten Hoffnung nicht betröge.„ Da Almoraddin vor Freude und Bangigkeit zitterte

terte und auf diese Beschuldigung nicht viel antworten konnte, so fragte sie nach seinem Gefährten. Abdallah gab sich für einen Kaufmann aus, der den Almoraddin aus Freundschaft begleitet habe. Er überreichte ihr zum Zeichen seiner Verehrung eine köstliche Perlenschnur und bath, dieses kleine Opfer seiner Armuth mit gnädigen Blicken anzusehen. „Dieses schöne Geschenk, sprach sie, zeuget von Almoraddins Reichthum. Er hat schon so viel für mich verschwendet, daß er ohne solche Freunde, wie Abdallah ist, arm seyn müßte.„

Indessen, daß Almoraddin die Königinn von seiner Reise unterhielt, mischte sich Abdallah unter die Hofleute, trieb allerley lustige Schwänke und wußte sich in kurzer Zeit bey allen beliebt zu machen: denn er widersprach nie und sagte einem jeden, was er am liebsten hörte. So albern er that, so listig wußte er das Gespräch nach seinem Gefallen zu lenken und ihre Gesinnung gegen

Almo-

Almoraddin auszuforschen; allein er fand, daß sie ihm alle gewogen waren. Einige lobten seine Schönheit, Artigkeit und Sanftmuth; andere beklagten ihn wegen seines bisherigen Unglücks und sagten, die Königinn selbst habe ihn deswegen bedauert, welches sie noch keinem von allen ihren Freyern gethan habe. Auch an der Königinn bemerkte er, daß sie seinem Freunde nicht abgeneigt sey. Sie sah ihn oft lange an; wenn aber sein Blick dem ihrigen begegnete, so schlug sie die Augen betroffen nieder und erröthete, wenn sie glaubte, er habe ihre Verlegenheit wahrgenommen. Dieß alles gab ihm zu erkennen, daß die Königinn an Almoraddins bisherigem Unglück wenigstens keine freywillige Schuld habe; was aber die wahre Ursache desselben sey, das konnte er auf keine Weise entdecken. Die Hofleute thaten als ob sie nichts davon wüßten und wichen seinen Fragen sorgfältig aus.

Endlich fand er einen jungen Vezir, der ein sonderliches Ansehen hatte. Er blinzelte mit den Augen; rümpfte den Mund, wie einer der die andern aushöhnt; ging auf den äussersten Spitzen seiner Zehen und sah bey jedem steifen Schritte, den er machte, auf seine Füße, als ob er die Schönheit und den Putz derselben bewundere. Abdallah hielt diesen für den rechten Mann, an den er sich wenden müsse. Er grüßte ihn demüthig, machte viel tiefe Verbeugungen und fing an von der seltenen Fertigkeit der Sklavinnen zu sprechen, die vor der Königinn tanzten. Der junge Vezir ward sogleich beredt; er sprach weitläuftig über die schöne Kunst der freyen Bewegung, rühmte seine eigne Geschicklichkeit darin und faßte in kurzer Zeit gegen den höflichen Fremdling, der so angenehm zu schmeicheln wußte, die zärtlichste Freundschaft.

„So schwer es auch seyn mag, sagte Abdallah, die Tanzkunst so weit zu bringen,

als

als mein Herr Vezir gethan hat: so scheint es doch, daß die Kunst, den goldnen Ring der Königinn zu bewahren, noch weit schwerer seyn müsse.„ Der junge Vezir machte eine spöttische Geberde, erhob das Kinn und drückte seine kleinen Augen zu. „Ach nein, sprach er, es ist so schwer eben nicht. Die ganze Kunst liegt an einem einzigen kleinen Handgriff; wer diesen findet, dem kann der Ring nicht genommen werden.„ Davon habe ich schon gehört, sprach Abdallah weiter; allein ich muß gestehen, daß ich es nicht glauben kann. Sollte es möglich seyn, daß noch keiner von den vielen Freyern diesen Handgriff gefunden hätte? Es muß daher wohl eine andre Bewandtniß damit haben. „Nein, nein, fuhr der junge Vezir fort; ich weiß gewiß, daß es so sey; man darf nur nicht davon reden, weil die Königinn alle Gespräche dieser Art verbothen hat.„ Darin hat sie auch Recht, erwiederte Abdallah: denn wie leicht könnte dadurch ein listiger

ger Fremdling ohne sein Verdienst auf die rechte Spur kommen und die gute Königinn betrügen. „Freylich, antwortete der junge Vezir lächelnd; und dann wäre alle Vorsicht der alten Tante dennoch vergeblich gewesen.„ Ein liebenswürdiger junger Herr hat mir eben die Geschichte dieser Tante erzählt, sprach Abdallah; aber so verwirrt, daß ich sie nicht wohl begreifen kann. „Welcher denn?„ fragte der Vezir ein wenig neidisch. Dort jener junge Herr, erwiederte Abdallah und wies auf einen Höfling, der sehr einfältig aussah. „Ach, das ist ein Tropf, der nichts weiß, fuhr der Vezir fort und verzog seinen Mund in ein spöttisches Lächeln. Die Sache verhält sich so:

Die vorige Königinn Aischah, die Tante der schönen Zulikah, hatte an ihrem Hofe einen großen Zauberer. Weil sie jung und Königinn eines großen Reichs war, so fanden sich viele Freyer bey ihr ein. Um sich nun in ihrer Wahl nicht zu betrügen, so

ließ

ließ sie sich von dem Zauberer einen Ring verfertigen, mit welchem sie die Treue ihrer Liebhaber prüfte. Es kamen viele Könige und Königssöhne; keiner aber ward von dem Ringe für treu erkannt. Die Königinn Alschah wurde über dieser Prüfung alt und starb vor einigen Jahren, ohne einen Gemahl von solcher Treue, wie sie wünschte, gefunden zu haben. Aus Verdruß über ihr eignes Mißgeschick ließ sie die Emirn des Reichs schwören, nie zu gestatten, daß sich ihre Nichte mit einem Gemahl verbinde, der die Prüfung des Ringes nicht bestanden habe. Allein da der Ring die Kraft hat schläfrig zu machen, so hat sich bis jetzt noch keiner gefunden, der ohne Schlaf gewesen wäre. Sie schliefen alle fest ein und die Königinn fand des Morgens den Ring immer wieder an ihrer Hand. Um diesem Zauberschlafe zu widerstehen gibt es, der gemeinen Sage nach, nur ein einziges Mittel, das in einer besondern Behandlung des Ringes

bestehen soll; welche aber die Königinn selbst nicht weiß. Sie kann daher das Geheimniß nicht einmahl verrathen, wenn sie gleich wollte; und alle ihre Hoffnung einen Gemahl zu bekommen, besteht darin, daß einer von ihren Freyern diesen Handgriff von ungefähr finde.

„Das läßt sich begreifen; der vorige junge Herr hatte die Sache nur halb gehört,„ sagte Abdallah und ging zum Saale hinaus, weil einige von Almoraddins Leuten nach ihm fragten. Diese brachten ihm die Nachricht: daß in dem Schiff ein Aufruhr entstanden sey. Einer wüthe gegen den andern; die schwächere Parthey könne sich nicht mehr vertheidigen und drohe, das Schiff in Brand zu stecken. Es sey alles verlohren, wenn Almoraddin nicht augenblicklich erscheine und den Aufruhr stille. Abdallah führte die Schiffsleute hinein vor die Königinn und ließ sie ihre Bothschaft wiederhohlen. Die Königinn wollte ihre Wache hinsenden; Almorad-

moraddin aber bath so dringend, daß sie ihm endlich erlaubte selbst hin zu gehn und seine Leute zu befriedigen. Er eilte mit Abdallah nach dem Hafen. Sie hörten schon von fern das laute Geschrey und das Klirren der Säbel; sobald sie aber in das Schiff traten, legten die Streitenden ihre Waffen weg und machten Friede. Denn das ganze Gefecht war eine bloße List, die Abdallah mit Almoraddin verabredet hatte, um sich bey dieser Gelegenheit zum letztenmahl mit einander zu berathschlagen.

„Nun was hast du entdeckt?„ fing Abdallah an. Ach! Freund, rief Almoraddin weinend aus und legte sein Gesicht an Abdallahs Brust, wenn du mir nicht rathen kannst, so bin ich abermahls verlohren. Ich Unsinniger! ich hoffe eine falsche Zauberinn zu gewinnen und verkaufe meinen guten Vater, den treusten Freund den ich hatte, als einen Sklaven ins tiefste Elend! O Abdallah, hilf mir, rette mich aus diesem Ab-

 grund!

grund! Ich habe mich betrogen; sie liebt mich nicht; sie lockt mich nur durch ihre Freundlichkeit an, um mich desto gewisser zu verderben. „Nun, so wollen wir die Anker lichten und fliehn, sprach Abdallah: denn es wäre Thorheit, sich für jemanden, der uns nicht liebt, in Gefahr zu wagen.„ Almoraddin ward bleich und sah erschrocken vor sich hin. „Sey nur getrost, fuhr Abdallah lächelnd fort; dein Schicksal hat dich lieber als du denkst. Deine Furcht hat dich betrogen; die Königinn ist unschuldig.„ Hierauf erzählte er ihm, was er gesehen und gehört hatte. „Da du den Ring zwar bewegen, aber vor der Hand nicht wieder abziehen kannst, sprach er weiter, so glaube ich den Zauber entdeckt zu haben. Der Ring soll die Freyer prüfen, ob sie die Königinn treu und aufrichtig lieben. Die Liebe ist nicht träge; sie ist in stäter Bewegung und Arbeit; sie läuft wie ein Rad unaufhörlich in sich selbst zurück, ohne sich von ihrem Angel,

gel, um den sie schwebt, zu entfernen. Daher ist meine Meinung, daß du den Ring herum drehest, so lange und auf welche Seite er sich nur drehen läßt. Wenn er durch diese anhaltende Bewegung seine einschläfernde Kraft nicht verliert, so bist du abermahls umsonst gereiset: denn einen bessern Rath weiß ich nicht.„

Almoraddin umarmte und küßte den Abdallah vor Freude über seine Entdeckung. „Du hast das rechte Mittel gefunden, sprach er; ich schlief nie ein, als bis ich den Ring ruhen ließ. Ich war treu, aber nicht klug; und darum ward mir das Pfand der Vermählung immer wieder genommen: denn der Gemahl der Königinn Zulikah muß beyde Tugenden in sich vereinigen.„ Sie gingen vergnügt und voll guter Hoffnung zurück. Almoraddin machte eine erdichtete Beschreibung von dem Aufruhr, welche die Königinn für wahr zu halten schien. Die Nacht kam herbey, und nach geendigter Mahlzeit schlossen

die Vezire den Kreis. Als Almoraddin, nach ausbedungener Sicherheit seines Freundes, die Frage der Königinn bejahte, so legte sie ihm den goldnen Ring mit den gewöhnlichen Worten an seine linke Hand, und sprach: Auch in seinen Fehlern muß mein Gemahl mir treu seyn. Sie ging hinweg und Almoraddin ward in dasselbe Zimmer geführt, wo er schon zweymahl übernachtet hatte. Anstatt aber dießmahl seine Hände sorglos in einander zu legen, hielt er den Ring in stäter Bewegung und drehte ihn unaufhörlich herum. Es kam ihm kein Schlaf in die Augen; vielmehr war ihm, als ob er immer wacher werde; bis endlich, als die Morgenröthe anbrach, der Ring sich nicht mehr bewegen ließ und so fest stand, als ob er mit Almoraddins Hand zusammen gewachsen sey. Ein unfreywilliger Schlaf bemächtigte sich seiner Sinne; er konnte nicht widerstehen und schlummerte sanft ein.

Von

Von dem lauten Getöne der Pauken, Hörner und Zymbeln, das in dem Schloß erschallte, geweckt, hob er seine Augen auf und sah die vier ältesten Vezire, die ihn auf den Knien als ihren Sultan begrüßten und in seinem neuen Schmuck zur Königinn führten. Sie saß auf ihrem Thron von allen ihren Emirn, Veziren und Frauen umgeben. Aus ihren schönen Augen strahlte Freude; ihre Wangen blühten wie junge Rosen und alle ihre Geberden schienen von einem neuen fröhlichen Geiste belebt. Almoraddin wankte vor Freude und kniete im Gefühl seines Glücks auf die unterste Stufe ihres Throns; sie aber ging dem Bräutigam entgegen, reichte ihm die Hand und führte ihn hinauf. „Almoraddin, sprach sie, hat das Gesetz in allen Bedeutungen erfüllt. Seine getreue Liebe hat nicht abgelassen, bis sie den rechten Weg fand und den Sieg gewann. Ich habe mich mit ihm verlobt; er hat das Pfand meiner Liebe bewahrt; daher nenne ich ihn

euern König und meinen Gemahl.„ Die Emirn schlugen in die Hände und riefen: Heil der schönen Zulikah, unsrer Königinn! Heil dem König Almoraddin, ihrem Gemahl! Der Himmel gebe ihnen Söhne, die ein Herz haben, das uns liebt, einen Arm, der uns beschützt, und eine Zunge, die Gott für seine Güte lobt.

„Listiger Abdallah, ihr habt uns betrogen, sagte die Königinn, als die Feyerlichkeiten geendiget waren.„ Nein, schöne Königinn, gab Abdallah zur Antwort, wir haben uns bloß vorgesehen, daß wir nicht zum drittenmahl betrogen würden: Treue ohne wachsame Klugheit kommt bey keinem gefährlichen Unternehmen zum Ziel. Almoraddin ward nicht müde seinen klugen Freund zu umarmen. „Ohne dich, sprach er, wäre ich mit meinem Vater verlohren: denn ich allein hätte die Auflösung des Räthsels nie gefunden. Gib dein Vorhaben auf und bleibe bey mir; wir wollen wie Brüder mit einander

ander theilen. Warum willst du dich in eine ungewisse Gefahr wagen, da du nicht weißt, ob irgend eine Insel Boriko in der Welt ist.„ Wie? sprach Abdallah, du hast durch Muth und Klugheit dein Ziel erreicht und ich sollte an dem meinigen verzweifeln? Nein, Almoraddin; ich habe dem Sultan meinem Herrn Treue geschworen und diesen Schwur muß ich halten, sollte ich gleich vergeblich die halbe Erde umfahren.„

Nach einem Jahre kam er von seiner gefährlichen Reise wieder zurück. Er hatte die zweifelhafte Insel gefunden und aus der verborgenen Quelle geschöpft. Er sprach bey dem Könige Almoraddin ein und fand ihn mit seiner Gemahlinn und seinem Vater an der Wiege seines Sohnes. Sie empfingen ihn alle drey, wie man einen Wohlthäter empfängt, dem man die Freude und das Glück seines Lebens zu danken hat. Abdallah schenkte ihnen ein Gefäß von seinem verjüngenden Wasser. Almoraddin und Zuli-

kah tranken nur wenig davon, und gaben das mehreste ihrem guten Vater, der seine Freyheit für ihr Glück verpfändet hatte. Der Alte erquickte sich an diesem Wasser, wie eine welkende Blume an einem frischen Regen; und lebte beynahe so lange, wie seine guten Kinder. Dem Schach Jehan aber, dem Abdallah eine Menge Gefäße davon überbrachte, bekam es nicht so gut. Er trank es zur Unzeit und in Uebermaß; daher starb er früher, als er ohne dasselbe vielleicht gestorben wäre.

Der zärtliche Omrah.

Der Sultan Oran Zeb war so mäßig, daß er nichts als Gerstenbrot, Kräuter und Früchte aß, und so arbeitsam, daß er des Nachts nur zwey Stunden schlief; die übrige Zeit aber unabläßig las und schrieb. Bey

dieser

dieser Lebensart ward er so hager, daß seine Hofleute besorgten, er werde frühzeitig sterben, wenn er so fortfahre. Als er daher eines Tages seiner Gewohnheit gemäß in die Rathsversammlung kam, so that ihm ein alter Omrah deswegen Vorstellungen und bath, der Sultan möchte seiner schonen, da er so viel Leute habe, die an seiner Statt arbeiten könnten. Oran Zeb hörte ihn ruhig an, wandte sich darauf zu den übrigen und sagte: „Dieser zärtliche Omrah verlangt, daß ich die Reichsgeschäfte vernachläßigen soll, um mein Leben ein Paar Tage zu verlängern. Da er ein Omrah ist, so sollte er auch wissen, daß ich, als der König so vieler Völker, nicht für mich allein leben, sondern das Glück und den Frieden derselben befördern soll. Oder denket er klüger zu seyn, als der weise Sady, welcher den Königen zuruft: Ihr Könige, lasset ab Könige zu seyn oder stehet euern Reichen selbst vor!„

Oran

Oran Zeb blieb bey seiner Gewohnheit und ward bey derselben über neunzig Jahr alt.

Die Reisenden.

Ein junger Sultan unterredete sich mit seinem alten Vezir über die Verschiedenheit der menschlichen Schicksale und sagte: „Vezir, ob ich gleich noch jung bin, so glaube ich doch so viel bemerkt zu haben, daß des Menschen Schicksal eine nothwendige Folge seines Verhaltens ist. Er ist glücklich, wenn er klug und unglücklich, wenn er thöricht handelt: denn wie der Baum, so die Frucht.„ Was der Sultan, mein Herr, gesagt hat, antwortete der Vezir, ist sehr wahr; nur glaube ich, daß es mit des Menschen Weisheit allein nicht immer gethan sey. Unsere Weisheit gleichet einem erfahrnen Steuermann,

mann, der, so lange das Meer ruhig ist, sein Schiff hinlenket, wohin er will; erheben sich aber Stürme, so kann seine Kunst ihm nicht mehr helfen. Die Winde reissen sein Schiff mit sich fort und werfen es oft an eine Klippe, wo es scheitert. Wenn mein Herr seinen Diener anhören will, so kann ich eine Geschichte erzählen, welche meine Meinung sehr gut erläutern wird. Der Sultan war es zufrieden und der Vezir fuhr fort:

Asfendiar war der zweyte Sohn eines Königes in Griechenland. Er zeigte von seiner frühsten Jugend an viel Klugheit und viel Ueberlegung; und je älter er ward, desto mehr nahm er an diesen Tugenden zu. Der König, sein Vater, der ihn ungeachtet dieser guten Eigenschaften weniger liebte, als seinen ältesten Sohn, fing daher an zu befürchten, Asfendiar möchte dereinst seinen Bruder vom Throne verdrängen. Darum

beschloß er diesem Uebel bey Zeiten zuvor zu kommen.

Weil er aber doch nicht grausam genug war, seinen unschuldigen Sohn zu tödten, so verbannte er ihn aus dem Reiche. Sein Haß ging so weit, daß er ihn wie einen Bettler aus dem Pallaste stieß und seinen Unterthanen bey Lebensstrafe verboth, dem Prinzen die geringste Gabe mitzutheilen.

Asfendiar hatte ein edles Herz. So leicht es ihm gewesen wäre, sich unter dem Volke, das ihn sehr liebte, einen Anhang zu machen, so wollte er doch lieber verstoßen seyn, als sich gegen seinen Vater empören. „Vielleicht, dachte er, läßt mein Vater mit der Zeit seinen Zorn gegen mich fahren und nimm mich wieder zu seinem Sohne an. Es ist edler Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.„ In diesen Gedanken ging er seinen Weg fort, als er nach einigen Tagen einen jungen Menschen von seltner Schönheit antraf, der eine Zitther unter dem Arme trug. Der Prinz

gewann ihn lieb, da er sah, daß er eben so scherzhaft und höflich sey, als er schön war. Desgleichen both sich der Fremde, welchem die Freundlichkeit und gute Gestalt des Prinzen eben so wohl gefiel, zu seinem Reisegefährten an. Sie setzten zusammen ihren Weg fort, als am folgenden Tage ein dritter Reisender zu ihnen kam. Das war eines Kaufmanns Sohn, der in dem Gewerbe seines Vaters sehr wohl erfahren schien. Seine Gesellschaft gefiel ihnen, und da er mit den beyden andern nicht weniger zufrieden war, so bath er sie, ihm zu erlauben seinen Weg in ihrer Gesellschaft zu machen. Am dritten Tage kam noch ein gesunder, starker Bauersmann zu ihnen. Er wollte in die benachbarte Stadt Laodicea zu Markte gehen und da er hörte, daß diese drey eben den Weg gingen, so blieb er bey ihnen.

Sie sprachen unterweges von allerley Dingen; unter andern aber war die Rede vom Glück.

„Wel-

„Welches mag der leichteste und sicherste Weg seyn, auf dem ein Mensch sein Glück machen kann?„ fragte der Kaufmann. „Meiner Meinung nach, gab Asfendiar zur Antwort, sind es günstige Umstände, die unser Vorhaben befördern: denn auch der geschickteste Schwimmer muß einem zu starken Strome weichen. Daher glaube ich, daß ein Mensch so wohl ohne seine Schuld in das tiefste Elend gerathen, als auch ohne sein Verdienst zum höchsten Glück gelangen kann.„ Der Bauer, welcher von der Rede des Prinzen nicht viel verstand, sagte: „Herr, ich glaube, wer zwey gesunde Arme hat und arbeiten will, der wird nie hungrig sterben. Arbeit und Fleiß sind für alle Zufälle gut; die Trägen und Saumseligen sind immer die Aermsten.„ Der schöne Zittherspieler fing an zu lachen und sagte: „Guter Freund, wer sich Reichthum und Ansehen durch Arbeit erwerben will, der wird es nicht weit bringen. Das sicherste Mittel sein Glück

zu machen ist, wie mir däucht, eine schöne Gestalt. Schönheit besiegt Reichthum und Verstand und gilt in der Welt am meisten.„ „Dieser Meynung bin ich nicht, sagte der Kaufmann. Schönheit ist eine vergängliche Blume, die nur einmahl blüht, und nicht an allen Orten gedeiht. Das sicherste Mittel, welches allenthalben hilft, ist, denk' ich, Klugheit, die sich in alle Fälle zu schicken und alle Umstände zum Vortheil zu wenden weiß. Diese allein ist die wahre Quelle des Reichthums und der Ehre; diese allein kann sich in dem Besitz des Erworbenen erhalten und hat den Vorzug, daß sie nie veraltert. Um aber zu sehen, wer von uns am meisten Recht habe, so wollen wir einen Versuch machen. Wenn wir in die Stadt kommen, so soll einer nach dem andern von dem, was er den Tag über gewinnt, die Gesellschaft des Abends bewirthen. Wer die größte Mahlzeit geben kann, wenn die Reihe an ihn kommt, der hat am meisten

Recht.„ Die andern drey ließen sich den Vorschlag des Kaufmanns gefallen. Sie erreichten mit Untergang der Sonne die Stadt Laodicea und warfen das Loos als sie in die Herberge kamen. Die Reihe traf zuerst den Bauer. Sobald es Tag ward, ging er in den Hafen und diente als Lastträger. Er trug auf einmahl so viel als drey andre, und da er sich jeden Ballen besonders bezahlen ließ, so hatte er, als er gegen Abend wieder zurück kam, vier Piaster gewonnen. Er zeigte dieselben seinen Gefährten mit einer fröhlichen Geberde und bestellte die Mahlzeit. „Das wird keinen großen Schmaus geben, guter Freund, sagte der schöne Zittherspieler. Ein Piaster für den Mann ist sehr wenig; du hättest fleißiger seyn sollen, wenn du die Wette gewinnen willst.„ Das sage der Herr nicht, antwortete der Bauer, ich habe mehr getragen, als zehn andre. „Nun so liegt der Fehler an deinem Handwerk, sagte der Kaufmann; es

läßt

läßt sich nicht viel damit verdienen. Wir werden morgen sehen, was der Zitherspieler gewinnt."

Der schöne Zitherspieler zog am folgenden Tage seine besten Kleider an, nahm sein Saitenspiel und ging in das nächste große Haus, das er auf seinem Wege fand. Es war die Wohnung eines Vezirs, dessen Gemahlinn die Musik sehr liebte. Er trat in den Vorsaal; er sang und spielte. Seine Stimme war sanft und rein und sein Spiel angenehm. Er ward vor die innere Thür des Harems gerufen und mußte sich da hören lassen. Man war sehr wohl mit seinem Gesang und seiner Artigkeit zufrieden und die Gemahlin des Vezirs, die sehr freygebig war, gab ihm ein großes Geschenk. So ging er von einem Hause zum andern, bis es Abend ward, da er mit einem Beutel von hundert Zechinen wieder zurückkam und seine Gefährten köstlich bewirthete. „Der Herr muß sich morgen wacker halten,

sprach der Bauer zum Kaufmann, wenn er den Zittherspieler übertreffen will. Der hat in einem Tage mehr gewonnen, als ich in einem ganzen Jahre verdienen kann.„

Der Kaufmann begab sich sehr früh am Morgen in den Hafen, wo eben ein fremdes Schiff die Anker warf. Er hatte sich die beyden vorigen Tage genau nach der Handlung dieser Stadt erkundiget und erfahren, daß vorzüglich das Oel sehr aufschlage, weil fast alle Olivenbäume im vorigen Winter erfroren waren. Er fragte, was für Waaren das Schiff führe; und da er hörte, daß der größte Theil seiner Ladung in Oel bestehe, so ging er zum Schiffsherrn. „Ich bin der Handelsgenosse des reichen Ibrahim, sprach er; er läßt dich bitten die ganze Ladung von Oel, die dein Schiff führt, ihn zu überlassen. Wir geben dir für das Maaß zwey Golddrachmen mehr, als das vorige Jahr. Hier hast du Handgeld; schreib unsre Nahmen, Ibrahim und Achmet.

met." Als der Kauf geschlossen war, eilte er zum reichen Ibrahim. "Herr, sagte er, ein Fremder, den du nicht kennest, biethet dir einen reichen Gewinn an. Ich wußte, daß deine Magazine an Oel Mangel litten; ich hoffte dir zu dienen und habe um einen sehr geringen Preis die ganze Ladung eines Schiffs, das eben angekommen ist, in deinem Namen gehandelt." Ibrahim unterzeichnete den Kauf; sie gingen beyde an den Bord, wo eine Menge Kaufleute standen, die in gleicher Absicht zu spät gekommen waren. Ibrahim bezahlte den Schiffsherrn, und schenkte dem jungen Kaufmann, der ihm einen so reichen Gewinn zugewandt hatte, einen Beutel von fünf hundert Zechinen.

Als Achmet zu seinen Gefährten zurückkam, sagte der Sohn des Königes: "Ich habe wenig Hoffnung einen von euch zu übertreffen; denn ich kann mich weder auf mei-

ne Stärke, noch auf meine Gestalt, noch auf meine Klugheit verlassen. Mein Glück hängt von solchen günstigen Umständen ab, wie ich sie mir durch keinen von euern Vorzügen verschaffen kann. Allein damit ich kein Glück, das mir begegnen könnte, durch meine Schuld versäume, so will ich morgen ausgehn und mein Glück versuchen. Das erste was er hörte, als er am folgenden Morgen in die Stadt kam, war die Nachricht von des Sultans Tode. „Unser guter Sultan ist gestorben, riefen die Leute; er hat uns keinen Sohn hinterlassen; wo werden wir einen andern König von solcher Weisheit finden?„ Die Klage war allgemein; ein jeder, welcher den Verstorbenen gekannt hatte, weinte und zerriß zum Zeichen der Trauer sein Kleid.

Asfendiar, der als ein Fremder keine Ursache hatte über diesen Verlust betrübt zu seyn, ging gleichgültig unter dem Volk einher und sah den Feyerlichkeiten des Begräbnis-

nisses ohne Rührung zu. Seine Neugierde und sein fremdes Ansehen machten ihn den Bürgern verdächtig; man hielt ihn für einen Kundschafter eines benachbarten Königes; man nahm ihn gefangen, band ihn mit Ketten und führte ihn, der ausgegangen war sein Glück zu machen, in ein dunkles Gefängniß, wo er über zwey Tage ohne Nahrung schmachten mußte. „Was hat das Schicksal mit mir vor? sprach er. Will es meine Geduld und meinen Glauben prüfen, oder soll ich in diesem Kerker verschmachten? Ich bin bereit alles zu ertragen, es komme, was da will. Das letzte aller menschlichen Dinge ist doch der Tod, vor dem sich nur ein Feiger fürchten kann.„ Als er so dachte, hörte er an den Thüren des Gefängnisses rasseln. Man schloß auf, die Wache trat hinein und befahl ihm vor dem Divan zu erscheinen.

Die Vezire des Reichs waren versammlet einen neuen König zu wählen; sie konnten

ten aber nicht einig werden. Einer von den klügsten unter ihnen rieth die Wahl zu beschleunigen, damit aus ihrem Zwiespalte keine bürgerlichen Kriege entstünden.„ Es sind feindliche Kundschafter in der Stadt, sprach er; einen derselben hat man schon ergriffen; viele andre können unsrer Wachsamkeit entgangen seyn. Wenn der König von Antiochien unsre Uneinigkeit erfährt, so sind wir verlohren.„ Die Vezire erschracken über diese Nachricht und ließen den Gefangenen hohlen um ihn auszufragen.

Asfendiar verbarg weder seinen Nahmen noch seinen Stand. Er erzählte aufrichtig, was ihm bisher begegnet war. Er sprach mit so viel Weisheit und Würde, daß seine Rede die ganze Versammlung bewegte. Die Vezire hatten von seiner Verbannung gehört; einige, die an dem Hofe seines Vaters gewesen waren, erinnerten sich seiner Gestalt; und da sie lieber einen fremden

den

den Prinzen, als einen Eingebohrnen ihres Gleichen zum Könige haben wollten, so fiel die Wahl einstimmig für den Asfendiar aus. „Die Götter haben uns diesen Fremden gesandt, sprachen sie, unsrer Zwietracht ein Ende zu machen. Er allein ist würdig unser König zu werden; er stammt aus königlichem Geschlecht und hat alle Tugenden, die einen Regenten schmücken. Seine Weisheit und die edle Standhaftigkeit, womit er sein Unglück ertragen hat, versichern uns, daß er ein tugendhafter König seyn werde, welchem das Glück seiner Völker am Herzen liegt.„

Sie begrüßten ihn als ihren Sultan; man bekleidete ihn mit dem königlichen Schmuck und führte ihn auf einem weißen Elephanten durch die Stadt, wo er die Huldigung des Volkes empfing. Es war dieses der dritte Tag, seitdem ihn seine Gefährten nicht wieder gesehen hatten: Sie befürchteten, es möchte ihm ein Unglück begegnet

 seyn;

seyn; und weil sie ihn sehr liebten, so hatten sie alle Tage in der Stadt nach ihm gesucht. In dieser Absicht waren sie auch am dritten Tage ausgegangen, als sie von der Krönung des neuen Sultans hörten und mit dem übrigen Volke in die Straßen herbeyeilten, durch welche er zog. Asfendiar ward seiner Gefährten unter dem Volke gewahr und winkte ihnen, sich zu nähern. „Ich werde euch heute Abend in meinem Hause bewirthen, sprach er, wenn ihr meine Gäste seyn wollt.„ Er ließ ihnen ein köstliches Mahl bereiten, gab ihnen reiche Geschenke und sagte: „Das Glück hat meinen Glauben, wie es scheinet, belohnen wollen. Es stieß mich ohne meine Schuld in einen Kerker und hebt mich eben so schnell wieder auf den Thron. Ziehet hin in Friede und erinnert euch eures Gefährten, der zu einer Zeit, wo er am wenigsten daran dachte, die Wette gewann.„ Herr Sultan, ihr habt das einträglichste Handwerk gewählt, sagte der

Bauer,

Bauer, als er für die reichen Geschenke des Königes dankte. „Sey zufrieden, antwortete der Sultan: denn du bist von uns allen der Glücklichste.„

So sprach der alte Vezir; der junge Sultan aber war klug genug, daß er ihm Recht gab.

Hardun und Nuhr.

Die Einwohner einer kleinen Insel im Südmeer lebten seit langer Zeit ohne Befehlshaber und Obrigkeit in friedlicher Einfalt. Sie wußten nicht, was Ehrgeiz und Rangsucht sey, und vertrugen sich mit einander wie Kinder eines einzigen Stammvaters. Die einzelnen Familien hatten sich mitten auf der Insel in einem schönen Thale Wohnungen gebaut und durch ihre nachbarliche Vereinigung

gung eine Art von Stadt gebildet. Die kleine Stadt war von allen Seiten offen und ohne Mauern, weil sich die Bewohner weder vor fremden noch vor einheimischen Räubern zu fürchten hatten. Das ergiebige Land belohnte die wenige Arbeit, die sie darauf wandten, mit reichlichem Ueberfluß; daher beschäftigte sich ein jeder mit dem, wozu er Lust hatte. Einige bauten Reiß und Hirsen; aus den Kokus-Bäumen, die man auf so vielerley Art nützen kann und die hier in großer Menge wuchsen, bereiteten andere die übrigen Lebensbedürfnisse zu; die jungen Leute aber gingen in die nahen Wälder auf die Gassellenjagd. Dieß war die einzige Art Wild, das sich auf der Insel fand; und da diese Thiere sehr schüchtern sind, so nahmen auch die Mädchen an dieser Beschäftigung der Jünglinge Theil.

Nuhr, die schönste Jägerinn auf der ganzen Insel liebte vorzüglich den östlichen Theil

der

der Gebirge, wegen der schönen Hügel, Thäler und Ebnen, in welche sich die Höhe gegen das Meer zu allmählig verlohr. Alle Morgen ging sie dahin, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der Hand; und weil sie die Einsamkeit liebte, so ging sie immer allein. In einem dieser abgelegenen Thäler ruhte sie eines Tages unter dem Schatten einiger Bäume, die ein kühler Wind durchstrich, von ihrer Müdigkeit aus, als sie auf einmal ein Geräusch hinter sich hörte. Sie sah sich um und erblickte einen Mann von ungeheurer Größe. Drey Männer von der größten Höhe, die einander auf den Schultern stünden, reichten ihm kaum bis an das Kinn; außer dieser ungeheuern Größe aber war in seiner Bildung nichts widriges. Alle seine Glieder hatten das schönste Ebenmaß. Er war jung und sein Blick sanft. Seine langen hellbraunen Haare wallten in dichten Locken über seine Schultern, und unter seinem linken Arm trug er eine

eine junge abgestreifte Zeder als Stab und als Waffe.

Die schöne Ruhr war halb todt vor Schrecken, als sie diesen wunderbaren Mann erblickte; noch mehr aber, als er vor sie trat, sie einige Augenblicke schweigend ansah und sich endlich zu ihr niedersetzte. „Welch ein feindseliges Gestirn, rief sie aus, als sie sich wieder erhohlte, hat mich hierher geführt, um in deinem Magen mein Grab zu finden?„ Schilt nicht auf das Schicksal, das deine Schritte leitet, antwortete der Riese. Wenn wir beyde uns darüber beklagen wollten, so hätte ich das meiste Recht dazu: denn seitdem ich dich hier zum erstenmahl gesehen habe, verschmachte ich heimlich vor Liebe und Sehnsucht. Ich wagte mich bisher nicht vor deine Augen zu treten aus Furcht, du möchtest vor meinem Anblick erschrecken. Ich hielt mich in der Nähe verborgen und war zufrieden dich nur täglich

lich zu sehen. Auch gestern sah ich dich hier. Wie hab' ich jene Quelle, die dort den Felsen herabrieselt, wegen ihres Glückes beneidet! Die schöne Ruhr ward bey diesen Worten feuerroth: denn sie hatte sich gestern, weil sie allein zu seyn glaubte, mit zu wenig Vorsicht gebadet. „Verzeihe mir, schöne Jägerinn, fuhr der Riese fort, verzeihe mir mein Vergehen, dessen Geständniß dich schamroth macht. Warum schlägst du deine Augen so schüchtern nieder? Fürchte dich nicht; ich könnte eher sterben, als dir ein Leid thun. Sieh mich an, ich bin nicht so häßlich, als du glaubst. Mein erster Anblick hat dich befremdet und erschreckt. Sieh mich nur an; ungeachtet ihrer Größe ist meine Gestalt wohlgebildet und schön. Meine Mutter lobte meine Schönheit, als ich noch ein Knabe war und pflegte zu sagen, daß ich das vollkommene Ebenbild meines Vaters sey. Mit dieser Vergleichung wollte sie sehr viel sagen, wie du selbst einsehen

wirst,

wirst, wenn ich dir erzähle, wer meine Eltern sind.„

„Ich heiße Hardun und bin der Sohn des großen Feridun, eines der mächtigsten unter den Geistern, und der Prinzessinn Scherudah, der einzigen Tochter des Sultans Ras-Andas, des Königes von den hundert Inseln. Dieser König ist das Haupt aller Zauberer in Morgenland. Die hundert Inseln waren ehemals nackte, wüste Felsen; durch seine Zaubereyen aber machte er sie fruchtbar, und zu eben so viel kleinen Königreichen. Auf jeder Insel stand eine große volkreiche Stadt, in jeder Stadt ein prächtiger Pallast, in jedem Pallaste ein goldner Thron, und auf jedem Throne eine redende Bildsäule des Ras-Andas in königlichem Schmucke, die einem jeden, der seine Klage vor ihr anbrachte, mit der höchsten Weisheit Recht sprach. Aus einem besondern Eigensinn aber, der dem weisen

Ras-

Ras-Andas freylich nicht wohl anstand, hatte er die Festigkeit aller seiner Zaubereyen auf die Jungfrauschaft seiner Tochter Scherudah gebaut. Er bewachte sie deswegen auf das sorgfältigste und verschloß sich mit ihr in eine für jeden Menschen unzugängliche Felsenburg.„

„Allein Feridun, der sich, als er einst diese Burg vorbey flog, in die Scherudah verliebte, betrog die Wachsamkeit des Zauberers, da er am wenigsten daran dachte. Scherudah ließ sich freywillig von Feridun entführen und ward seine Gemahlinn. Der König Ras-Andas, dessen Zaubereyen Feridun in demselben Augenblick, da sie aufhörten, durch andre noch größere ersetzte, erkannte seinen Eigensinn, und verzieh seinen Kindern den gespielten Betrug. Sie wohnten bey ihm in seinem Schloß und ich bin die einzige Frucht ihrer Liebe. Ich war ungefähr zehn Jahr alt, als der König ei-

nes Tages eine tiefe Traurigkeit an meinem Vater bemerkte. „Was betrübt dich, mein Sohn, fragte er; was macht dich so traurig?„ Du selbst bist ohne dein Wissen und Wollen die Ursache meines Kummers, antwortete Feridun. Du hast mir zwar meinen verwegenen Betrug sehr liebreich verziehen; deine Beschützer aber sind strenger und haben es noch nicht gethan. Thurasch, der König der Geister hat dieses Kind zu einer schweren Prüfung verurtheilt. Wir werden unsern einzigen Sohn lange, vielleicht nie wieder sehn! Mit diesen Worten nahm er mich auf seinen Arm und trug mich auf die Insel Subu. „Mein Sohn, sprach er, indem er mich zum letztenmahle küßte und meine Wangen mit seinen Thränen benetzte, scheue dich nicht vor der Arbeit; weiche keinem Kampfe aus; fliehe vor keiner Gefahr; sondern folge der Tugend, wohin ihre Stimme dich ruft. Suche durch dich selbst und durch deine eigene Kraft Ruhm zu erlangen,

ohne die Bequemlichkeit der Zauberkünste deines Großvaters zu bedauern. Mit meiner Hülfe kannst du auf dem Wasser und in der Luft von einem Lande zum andern schreiten; weiter aber kann ich nichts für dich thun, so lange bis der Zorn des Thurasch gestillt ist.„ So sprach er und verschwand aus meinen Augen. Ich befand mich in einer Einöde unter Tigern und wilden Elephanten, bey denen ich mich in kurzer Zeit furchtbar machte. Nachher durchlief ich mit Hülfe meines Vaters viele Länder und Meere, befreyte viele Gegenden von wilden Thieren und wo ich hinkam, suchte ich Kampf und Gefahr. In der guten Absicht den Bedrängten mit meinem Arme beyzustehen kam ich neulich auch hierher. Ich wollte andre befreyen und habe meine eigne Freyheit verlohren. Anstatt meinen Muth und meine Tapferkeit durch große Thaten zu stärken, hielt ich mich beständig verborgen, aus Furcht deines Anblicks beraubt zu werden.„

Hardun endigte hier seine Erzählung. Er sah die schöne Ruhr mit zärtlichen Blicken an, als ob er fragen wollte, hast du mich nun lieb? Weil sie aber die Augen niederschlug und stillschweigend erröthete, so sang er ein langes Lied, worin er ihre Schönheit lobte und seine große Liebe zu ihr abschilderte. Seine brüllende Stimme, die bald dem Brausen des Meeres, bald dem Pfeifen des Windes glich, schreckte alle Vögel aus der Nähe. Das Laub der Bäume, die neben ihm standen, rauschte von seinem Athem bewegt und der Wiederhall warf seine Töne wie fernes Wetterkrachen von den Felsen zurück. Die schöne Ruhr unterbrach diesen gewaltigen Gesang durch ein freundliches Gespräch. Sie sagte ihm ihren Nahmen; erzählte, wie sie schon in der Kindheit ihre Aeltern verlohren habe, und jetzt bey einem Vormund lebe, der sie sehr strenge halte. Sie wandte vor, sie dürfe heute nicht lange verweilen, weil sie ohne Erlaubniß weggegangen sey.

Sie versprach bald wieder zu kommen und gab ihm zum Unterpfand ihrer Freundschaft einen von ihren Pfeilen, welchen der Riese mit der fröhlichsten Geberde in eine von den langen Locken band, die über seine Schultern hingen. Aus Furcht den Riesen zu erzörnen stellte sie sich an, als ob sie mit seiner Liebe sehr wohl zufrieden sey; allein sie suchte sich bloß von ihm zu entfernen, und war gar nicht Willens sich zum zweytenmahl in eine solche Gefahr zu wagen. Sie ging nicht mehr auf die Jagd. Hardun suchte sie viele Tage vergebens. Sie kam nie wieder.

Während dieser Zeit empfand er alle Qualen der Liebe, und der betrogenen Hoffnung. Bald bildete er sich ein, die schöne Ruhr werde wider ihren Willen von ihrem Vormunde zurückgehalten; bald fürchtete er, sie sey von einer tödtlichen Krankheit oder durch ein anderes Unglück an der Erfüllung ihres Versprechens verhindert worden. Einige-

mahl war er schon auf dem Wege, seine Geliebte in ihrer Wohnung aufzusuchen; kehrte er aber aus Furcht sie zu erzörnen immer wieder um. In dieser Ungewißheit schmachtete er länger, als einen Monath. Er sang klägliche Lieder; er stand vom Morgen bis zum Abend auf der höchsten Bergspitze und streugte seine Augen an, um seine Liebe, wenn sie käme, schon von ferne zu entdecken; allein sie kam nimmer wieder. Weil sie keine Aeltern mehr hatte und bey ihren Verwandten lebte, so hatte sie ihr Geheimniß zwar verschwiegen; sie blieb aber fest entschlossen, nicht wieder auf die Gassellenjagd zu gehen, sondern sich die Zeit mit Nähen und Stricken zu vertreiben. Zuweilen nur, wenn sie an die Gutmüthigkeit des Riesen gedachte, so wünschte sie um seiner eignen Ruhe willen, daß sie ihm kein Unterpfand ihrer Freundschaft und ihrer Wiederkunft möchte gegeben haben.

Der gute Hardun, der immer vergeblich hoffte, ward von Tag zu Tag ängstlicher. Er hatte nirgends Ruh. Wenn er sich niederlegte, so war ihm als ob der Boden unter ihm brenne. Er sprang eilig auf, wenn sich in der Ferne etwas regte: denn jedes Rauschen der Blätter, jeder ferne Schall schien ihm zu sagen, sie komme; wenn er aber sah, seine Ahndung habe ihn betrogen, so lehnte er den Kopf an einen Baum, als ob er sich seiner Schwachheit schäme. Dachte er dann an die letzte Ermahnung seines Vaters, so standen seine großen Augen voll Thränen und sein Herz schlug so heftig, als ob es den Tod bekämpfe. Endlich konnte er diese Ungewißheit nicht länger ertragen, und nahm sich vor die schöne Ruhr in der Stadt aufzusuchen; der Erfolg sey auch, welcher er wolle. Die Brust mit einer Löwenhaut bedeckt und seinen Baum in der Hand verließ er das Gebirge. Wer ihn auf dem Felde von fern erblickte, der ergriff die Flucht, und ehe er

noch

noch in die Stadt kam, waren schon alle Thüren und Fenster vor ihm verschlossen. Als er sah, daß jedermann vor ihm floh, so sprang er mit einigen großen Schritten auf einen von den Flüchtigen zu, faßte ihn am Rücken, hob ihn in die Höh und drohte mit einer fürchterlichen Stimme, ihn auf die andere Seite des Gebirges zu schleudern, wo er ihm nicht augenblicklich die Wohnung der schönen Ruhr zeigen werde. Der Gefangene glaubte zu ersticken, so fest drückte ihm Harduns Hand die Schultern und die Brust zusammen; er faltete die Hände und versprach alles zu thun, was er von ihm verlange. Hardun setzte ihn wieder an die Erde und folgte ihm mit kleinen Schritten nach. Die schöne Ruhr stickte eben ein buntes Gewand zum Hochzeitgeschenke für einen ihrer Verwandten, als der Riese die Thür aufriß und zusammen gekrümmt hinein trat. So bald sie ihn erblickte, hielt sie beyde Hände vor die Augen und erwartete stillschweigend den

Tod; da sie aber hörte, wie sanft der Riese sich über sie beklagte, daß sie ihn so lange nicht auf dem Gebirge besucht habe, so faßte sie wieder Muth und sah ihn freundlich an. Sie sagte, sie würde ihr Versprechen längst erfüllt haben, wenn sie gewußt hätte, daß er so sehnlich auf sie warte; morgen aber wolle sie gewiß kommen. Der gutmüthige Hardun vergaß bey ihrem bloßen Anblick alle sein voriges Leid und bath sie um ein Unterpfand ihres Versprechens. Die schöne Ruhr gab ihm, halb aus Furcht seine Bitte abzuschlagen und halb aus Neigung ihres Herzens, das bunte Hochzeitkleid an dem sie stickte. Hardun heftete es an seine Schulter, und kehrte stolz auf diesen Schmuck und freudig über den glücklichen Erfolg seiner Reise wieder in das Gebirge zurück.

So bald die Einwohner den Riesen aus dem Gesichte verlohren hatten, versammelten sie sich alle vor dem Hause der schönen Ruhr und fragten wer er sey. Sie erzählte

ihnen aufrichtig, was ihr vom Anfang an mit diesem wunderbaren Mann begegnet war und bath sie, ihr zu rathen, was sie thun sollte. Einige hatten Mitleid mit ihr und meinten, man könne das arme Mädchen, ohne eine Grausamkeit zu begehen, dem fürchterlichen wilden Manne nicht in die Hände liefern; andre hingegen sagten, ihr Außenbleiben werde den Riesen erbittern und ihn so weit bringen, daß er sie alle erwürge. Man müsse auf eine List denken, weil hier mit Gewalt nichts auszurichten sey. Daher ward beschlossen, Ruhr solle morgen ihr Versprechen erfüllen und dem Riesen Hoffnung machen, daß sie ihn in einigen Wochen heurathen wolle; während dieser Zeit aber müsse man auf Mittel denken, diesen schrecklichen Unhold zu tödten.

So bald die Morgenröthe anbrach, begab sich die schöne Ruhr mit ihrem Köcher und Bogen in das Gebirge. Hardun stand schon auf der höchsten Bergspitze und wartete

auf sie. Als er sie von weitem erblickte, sprang er die Felsen herab ihr entgegen und hieß sie willkommen. Sie that so freundlich und vergnügt, als ihr beklemmtes Herz es zuließ. Er bath sie, ihn in seine Höhle zu begleiten, wo er ihr seine Reichthümer zeigen wollte. Sie sah wohl ein, daß sie dem gewaltigen Manne nichts abschlagen dürfe; sondern sie müsse versuchen, ob sie ihn durch Liebe und Freundlichkeit gewinnen könne. Sie ging mit ihm. Sie stiegen in ein entferntes Thal hinab, das rings um mit schönen Hügeln umgeben, und von einem hellen Bach durchflossen war. Am Fuße eines dieser Hügel, von welchem der Bach herab kam, führte sie Hardun in eine weite Höhle, an deren Wänden er Sitze von weichem Moose angebaut hatte. Hardun hohlte alle seine Kostbarkeiten herbey, legte sie zu ihren Füßen und sagte: „Seitdem mich die Liebe in diesem Gebirge gefangen hält, habe ich reiche Goldadern darin entdeckt und diese großen Stücke

davon losgebrochen. Die will ich dir alle schenken, liebe Nuhr. Dieses große Gefäß ist ein einziger künstlich ausgehöhlter Topas. Der König von Queronde schenkte es mir vor zwey Jahren, als ich einen großen Drachen, der sein Land verheerte, getödtet hatte. Der schwarze Staub in diesem Gefäß ist eine köstliche Arzeney; wenn er mit Weihrauch vermischt wird, heilt er die tödtlichste Wunde in wenigen Tagen. Da ist eine Menge köstlicher Steine, die ich in verschiednen Weltgegenden gesammelt habe. Dieser leuchtet in der Nacht. Dieser widersteht der Stärke des Palmweins. Dieser da wächst in dem Kopfe des Krampffisches; er strahlet, wenn das Meer ruhig ist; wenn es aber stürmet, so sieht er trübe. Da ist einer, der die Gestalt einer Menschenzunge hat; wer ihn bey sich trägt, bekommt die Kraft sich die Herzen der Menschen geneigt zu machen; ich habe ihn aber nicht gebraucht, liebe Nuhr, weil ich dir dein Herz nicht wider deinen Willen

stehlen wollte. Diese Kopfbinde ist mit den köstlichsten Demanten besetzt. Sobaschid, der Sultan der Bergeinwohner auf der Insel Borneo gab es mir, weil er meinen Großvater sehr liebt und ehrt. Das alles soll dein seyn, liebe Nuhr, so bald du es verlangst; dieses Halsband von großen Perlen aber nimmst du mir zu gefallen gleich jetzt an. Ich nahm es dem Götzen Mehadu ab, als ich die Bildsäule und den Tempel desselben auf der Insel Aru zerstöhrte.„ Mit diesen Worten hing er ihr das köstliche Halsband über die Schulter und lächelte sie mit einer so scheuen Zärtlichkeit an, daß der schönen Nuhr, die das Uebermaaß seiner Liebe und die Edelmuth seines Herzens fühlte, die Augen voll Thränen standen. Sie sah ihn liebreich an und spielte mit seinen gelben Locken. Hardun war außer sich vor Freude. Er brachte ihr süße Früchte, las die schönsten für sie aus und sprang um sie her, wie ein junger Hirsch.

Die schöne Nuhr fiel unvermerkt in ein

tiefes Nachdenken. „Wie grausam und undankbar müßte ich seyn, sprach sie bey sich selbst, wenn ich für alle diese Liebe den gutherzigen Hardun verrathen und die Ursache seines Verderbens werden könnte! Wie soll ich aber von ihm loskommen, ohne ihn zu erzörnen? Wird er mich selbst nicht verderben, wenn ich ihm irgend etwas abschlage?„ Indem sie so dachte, zog Hardun sanft an einer von ihren braunen Locken und sagte: „Warum bist du so traurig, liebe Ruhr? Ich sehe wohl, du bist nicht gern bey mir. Ich wollte alles thun, was du von mir verlangtest, wenn du bey mir bliebest. Ich baute dir ein Haus von Cedern; brächte dir in wenigen Stunden süße Früchte, die nur auf einer einzigen Insel wachsen; ich schaffte dir alles, was du begehrtest, wenn es auch noch so kostbar und selten wäre. Du aber webtest mir schöne Kleider, sängest zuweilen eines von deinen artigen Liedern und wärest immer so freundlich und so hold, wie du jetzt bist.„

Die

Die schöne Ruhr erröthete und sah schweigend zur Erde. Ihr Herz wankte zwischen Furcht und Hoffnung. „Das Aeusserste, dachte sie, was ich wage, wenn ich bey ihm bleibe, ist der Tod. Ich will aber lieber sterben als den Spott meiner Gespielinnen ertragen oder eine Verrätherey an diesem gutmüthigen Manne begehen. Vielleicht läßt er sich durch Sanftmuth und Klugheit gewinnen. Ich will bey ihm bleiben.„ Sie that einen Blick nach dem Riesen, als ob sie ihm ihren Entschluß bekannt machen wollte, aber mit einem lauten Schrey des frohen Erschreckens bebte sie zurück: Denn es war nicht mehr der ungeheuer große Hardun; es war ein schöner Jüngling, höchstens eine Hand breit größer als sie, der neben ihr saß. Seine Gestalt war noch dieselbe und doch schien er hundertfältig verschönert: denn sein Angesicht, in dem vorher nichts als kindliche Treuherzigkeit geschrieben stand, trug jetzt das Siegel der reifen männlichen

Vernunft. Die schöne Ruhr wußte nicht, wie ihr geschah. Sie schlug die Arme um ihn und legte ihre glühende Wange auf seine Schulter. Beyde schienen zu vergessen daß sie lebten, als sie ein sanftes Geräusch hörten und aufsahen. Ein Jüngling, das Ebenbild des Hardun, mit Strahlen überirdischer Schönheit bekleidet und eine Jungfrau königlich geschmückt ließen sich auf einer Wolke vor ihnen nieder. „Mein Vater! Meine Mutter!„ rief Hardun auf sie zueilend aus und sank vor ihnen auf die Knie. „Mein Sohn!„ riefen sie beyde und drückten ihn abwechselnd mit heißen Küssen an ihr Herz. „Deine Prüfung ist geendigt, sprach Feridun. Der Zorn des Thurasch ist versöhnt. Die Bedingung seines Bannes, der so lange dauern sollte, bis die schönste und klügste Jungfrau unter den Menschenkindern aus Dankbarkeit und Tugend ihr Leben für dich wagen würde, ist durch diese holdselige Jungfrau vollkommen gelöset.„ Die

Die schöne Ruhr stand bey dieser Erscheinung so schüchtern und betroffen da, als ob sie vor ihren Richtern stünde. Ihre Augen sahen noch an die Erde, und warfen nur zuweilen einen scheuen Blick auf die glänzenden Genien, die vor ihr standen, als Scherudah, der Feridun Unsterblichkeit und ewige Jugend mitgetheilt hatte, nach der ersten Umarmung ihres Sohnes, ihrer neuen Tochter entgegen kam und sie mit Freude und Zärtlichkeit umfing. Sie hielt sie noch immer umfangen und ward nicht müde ihr zu liebkosen, als Feridun endlich sprach: „Kommt Kinder, der König Ras-Andas erwartet euch mit sehnlicher Ungeduld.„ Sie stiegen in den Wolkenwagen; die Höhle mit den Reichthümern schloß sich zu; und die Einwohner der Insel erzählen sich noch immer die Geschichte der schönen Jägerinn Ruhr, die ein Riese entführt habe.

LB Coburg

Verbesserungen.

S. 70. Z. 7. von oben ließ Augenbraue statt Augenbraune.

S. 71. Z. 5. von unten ließ Insel des Feridun.

S. 133. Z. 5. von unten ließ Gehe anstatt Geh.

S. 171. Z. 2. von unten wartete anstatt erwartete.

S. 177. Z. 2. von unten Komm anstatt Kommt.

S. 212. Z. 8. von unten, von der Hand anstatt vor der Hand.

S. 222. Z. 6. von unten, nimmt anstatt nimm.

— Z. 1. von unten, Zither anstatt Zitther.

LB Coburg

25. JAN. 1985 Kop.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Liebeskind, August Jacob

Palmblätter erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend

Bd.: 2

(1788)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 11/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941419-0